Heft 5 Mai 1996 8,– DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Kurden, Kanther, Kriminelle
- Rußland: Staatsstreich in Permanenz
- Der Islam, eine deutsche Liebe
- Bosnien: Handke und die Arschlöcher
- Ost-Humor: Witzfleisch mit Sättigungsbeilage
- Starporträt Bruce Willis

Ulrike Meinhof: Ikone und Präparat

in konkret Mai 1996

von konkret

an konkret

Deutscher Frühling von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Scharfmacher von Jürgen Elsässer
Das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag ist ein Instrument der US-Außenpolitik

Zu Protokoll
Handke und die Arschlöcher: Am 18. März 96 hat Peter Handke im Wiener Akademietheater seinen Reisebericht »Gerechtigkeit für Serbien« (s. KONKRET 3/96) vorgetragen. An der anschließenden Diskussion beteiligten sich der Schriftsteller Peter Turrini, der Journalist Peter Huemer und das Publikum. KONKRET dokumentiert Auszüge aus einer Aufzeichnung dieser Veranstaltung, die das österreichische Fernsehen (ORF2) ausgestrahlt hat.

Onkel Staatsmann von Benedikt Pauka
Raum für den Islam, Raum für den Nationalismus: Der Vorsitzende der PKK sucht einen Staat für sein Volk

Das grüne Band der Sympathie von Justus Wertmüller
Nationale Identitätssucht und völkische Aggressivität, Antisemitismus und Verfolgungswahn: Die deutsche Liebe zum Islam hat eine Solidargemeinschaft ganz eigener Art hervorgebracht

Ein Bildungserlebnis von Egon Krenz
Bernhard Jahntz, Staatsanwalt und Vertreter der Anklage im Prozeß gegen Egon Krenz und andere ehemalige Mitglieder des Politbüros der DDR vor dem Berliner Landgericht, hat sich schon früh für diese Aufgabe empfohlen. 1979 ff. trug er mit dazu bei, daß von 60 Verfahren gegen ehemalige Ankläger und Richter des NS-Volksgerichtshofes 59 eingestellt wurden. In einer Erklärung vom 21. März 1996 hat Egon Krenz u.a. deshalb einen Befangenheitsantrag gegen Jahntz formuliert. KONKRET dokumentiert diese Erklärung

Ikone und Präparat von Oliver Tolmein
Vor zwanzig Jahren, am 9. Mai 1976, wurde Ulrike Meinhof in ihrer Stammheimer Zelle tot aufgefunden. Wie ihr bis heute ungeklärter Tod als Selbstmord, ist ihr Leben als Lehrmittel zu den Akten genommen – für und gegen Reform, Revolte, Revolution, von Reaktionären, Revoluzzern, Realpolitikern

Lübecker Modell von Otto Köhler
Welche Mühe deutsche Strafverfolger sich geben, für den Brandanschlag auf ein von Ausländern bewohntes Haus einen dem Feuer knapp entkommenen Ausländer verantwortlich zu machen

Liberal selten, national immer von Heiner Möller
Der Aufmarsch der Frondeure um den ehem. Generalbundesanwalt Alexander von Stahl ist nicht der Anfang einer nationalliberalen FDP. Er ist, nach kurzem sozialliberalem Zwischenspiel, die Fortsetzung

Wohin die Reise geht von Udo Sierck
Im Windschatten der erfolgreichen Proteste gegen Auftritte des australischen »Euthanasie«-Befürworters Peter Singer in Deutschland geht die Debatte über die

Legalisierung der »aktiven Sterbehilfe« munter weiter

Staatsstreich in Permanenz von Werner Pirker
Rechtzeitig vor den russischen Präsidentschaftswahlen am 16. Juni richten westliche Politiker und Kommentatoren ihre Öffentlichkeit neu aus. Zwar gilt ihnen Jelzin seit Tschetschenien als Schweinehund, aber gegen den »Altkommunisten« und aussichtsreichen Präsidentschaftskandidaten Gennadi Sjuganow kommt der ihnen gerade recht

In diesem SinneWahn ist nur ein Wort von Henrik Ghanaat

In diesem SinneDie Fetten von Dingsda von Michael Schilling

In diesem SinneGriff ins Mistbeet von Mathias Wedel

Kunst & Gewerbe von Knud Kohr, Stefan Ripplinger

Die Kunst des sauberen Geschäfts von Erwin Riess

Moderne Zeiten von Rayk Wieland
Staatliche Kulturförderung oder Kunstsponsoring – eine Preisfrage

Ein echter Autonomer von Joachim Bruhn
Für den Materialismus: ein Lamento

Witzfleisch mit Sättigungsbeilage von Michael Rudolf
Der »Komikgraben« zwischen Ost und West ist nicht so tief, wie ihn die Feuilletons gerne hätten. Ein Überblick über den letzten Stand der gesamtdeutschen Humorproduktion

Buch & Deckel von Franz Josef Degenhardt
Martin Walser: »Finks Krieg«. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 310 S., 42 Mark

Buch & Deckel von Christel Dormagen
Cathleen Schine: »Rameaus Nichte« u. »Der Liebesbrief«. 324 bzw. 283 S. Beide übersetzt von Giovanni Bandini und Ditte König. Hanser Verlag, München 1995 u. 1996, je 36 Mark

Buch & Deckel von Holger Becker
Manfred Krug: Abgehauen. Econ Verlag, Düsseldorf 1996, 264 S., 36 Mark

Buch & Deckel von Jürgen Roth
Wiglaf Droste: Brot und Gürtelrosen. Edition Tiamat, Berlin 1995, 128 S., 20 Mark

Die Bielski-Partisanen von Klaus Bittermann
Über ein unbekanntes Kapitel in der Geschichte des jüdischen Widerstands gegen Nazi-Wehrmacht und SS-Einsatzgruppen

wieder das vergessen von Martin Walser
heute: Martin Walser

Melodie & Rhythmus von Wiglaf Droste
Div.: Nicht Zuhause Mama 2; Trikont/Indigo; (Hrsg.: Franz Dobler)

Melodie & Rhythmus von Michael Rudolf
Christian Graf/Burghard Rausch: Rockmusiklexikon Europa. 2 Bände, 1520 Seiten; ders: Rockmusiklexikon. Amerika, Afrika, Australien. 2 Bände, 1128 Seiten, alle Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1996, pro Band 14,90 Mark

Melodie & Rhythmus von Rayk Wieland

Franz Josef Degenhardt: ...weiter im Text; Polydor

Melodie & Rhythmus von Sebastian Wehlings
Tocotronic: Wir Kommen Um Uns Zu Beschweren; Motor/Polydor

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Schluß mit dem Theater! von Hermann Peter Piwitt
Die in die Jahre gekommenen Jungen Wilden auf der Bühne: lauter Zeitgeist-Fuzzis

Film & Theater von Dietrich Kuhlbrodt
Leaving Las Vegas

Film & Theater von Michael Nauert
Devil in a blue dress

Film & Theater von Jan Pehrke
Braveheart

Tough Baby von Kay Sokolowsky
Der richtige Star zur richtigen Zeit: Eine fällige Verbeugung vor Bruce Willis

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/96, S. 4

von konkret

»Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist«, sagt ein sehr früher Marxist. Auf die Frage der »jungen Welt«:

Ist die »Taz« überhaupt eine linke Zeitung – oder nicht eher die »Kinder-FAZ«, wie KONKRET-Herausgeber Hermann L. Gremliza sie charakterisierte?

aber antwortet der ehemalige »Taz«-Chefredakteur Michael Sontheimer:

Kinder-FAZ? Ich finde eher die Opa-KONKRET von Gremliza einen rührenden Anachronismus.

»Michi vonne Taz«, immer auf Chronos' Höhe, ist inzwischen beim »Spiegel«, weiß also, wovon er redet. Zur gleichen Zeit gesteht ein Nachfolger des Chefredakteurs Sontheimer bei der »Taz«, daß es in seiner Redaktion niemanden gebe, der nicht lieber bei der »FAZ« wäre. Ist nicht das mindeste, was Anstand gebietet, dem Geist solcher Zeit so fern wie möglich, das heißt: anachronistisch zu bleiben?

Zumal solcher Anachronismus womöglich sogar das bessere Geschäft verspricht. Das 1986 gegründete Zeitgeist-Magazin »Tempo« jedenfalls, das dem schon damals anachronistischen KONKRET die Leser abnehmen sollte, mußte jetzt bei einer verkauften Auflage von 25.000 Exemplaren eingestellt werden. »Der Zeitgeist ist zu Ende, zumindest in gedruckter Form«, schrieb die Zeitung, bei der die »Taz«-Redakteure, die noch nicht beim »Spiegel« gelandet sind, am liebsten wären. Und so ist keineswegs gewiß, daß »Tempo« das letzte der chronischen Leiden sein wird, dessen Ende die Anachronisten von KONKRET ungerührt melden dürfen.

Auf den Anrufbeantworter des KONKRET-Autors Oliver Tolmein spricht der Redakteur Volker Steinhoff vom NDR-Magazin »Panorama«: Man wolle ein Stück über die Antiimperialistischen Zellen machen, müßte unbedingt wissen, welcher Anwalt die beiden Verhafteten vertritt, Tolmein solle bitte noch am Abend, gern auch in der Nacht, spätestens am nächsten Morgen dringend anrufen. Tolmein antwortete:

Lieber Herr Steinhoff, wer es schafft nachzuweisen, daß Simon Wiesenthal ein Maulheld war, der wird auch herausfinden, wer Anwalt/Anwältin der verhafteten angeblichen AIZ-Leute ist. Ich will kein journalistisches Talent an der Entfaltung seiner Fähigkeiten hindern.

Da aber erhob sich, was gerade noch drängelnd gebettelt hatte, zu voller öffentlich-rechtlicher Angestelltengröße:

NDR

Norddeutscher Rundfunk

Studio Lokstedt

Lieber Oliver Tolmein, wer es als Journalist noch nicht einmal schafft, richtig zu zitieren, sollte sich einen neuen Job suchen (kleine Empfehlung: erst den Beitrag sehen, dann lästern). Aber wem sage ich das... Volker Steinhoff

Tatsächlich hatte »Panorama«-Chef Joachim Wagner den Beitrag mit den Worten angekündigt, Wiesenthal sei »mehr Maulheld als Held« gewesen, und war mit diesen Worten überall korrekt zitiert worden. Finale:

Lieber Volker Steinhoff, und ich dachte immer, Zitate seien diese Satzteile und ganzen Sätze, die man mit Gänsefüßchen markiert. Heute ist aber auch gar nichts mehr, wie es nach meiner Meinung sein sollte... Schön, daß es noch welche gibt, die trotzdem ihren Weg finden.

Danach kehrte öffentlich-rechtliche Ruhe ein.

Die Premiere von Heiner Müllers »Germania III« bereitet das Schauspielhaus Bochum eine Woche lang mit diversen Veranstaltungen vor, unter anderem mit einer Lesung von Hermann L. Gremliza: »Ich, Josef Stalin. Der Endsieg der deutschen Bourgeoisie in Stalingrad und die Bewältigung der Vergangenheit durch Kunstgewerbe«, die am Montag, dem 20. Mai um 20 Uhr im ZadEck des Schauspielhauses Bochum (Königsallee 15) stattfinden wird.

Neben »Herrschaftszeiten oder Freiheit ist immer die Freiheit von Radio Luxemburg« wird Gremliza »Ich, Josef Stalin ...« in sein Leseprogramm aufnehmen. Interessierte Veranstalter können beim Verlag freie Termine und Konditionen erfragen.

Zur Erinnerung: Am 4. Mai findet in Hamburg die KONKRET- Kommanditisten-Versammlung statt. Wen die briefliche Nachricht nicht erreicht haben sollte, der möge sich bitte telefonisch beim Verlag melden.

Da es dem »Männermagazin« doch keiner glauben würde, sei statt mit einer Begründung bloß mit der Bitte um Nachsicht nachgetragen: Die Besprechungen des Buches *Die Offenbarung der Propheten* von Thomas Ebermann und Rainer Trampert in der »Woche« stammte von Charlotte Wiedemann, die in der »Taz« von Jutta Ditfurth.

Konkret 05/96, S. 6

an konkret

Selber töten

KONKRET 4/96: »Ehrenschutz für A. Schwarzer« von Wiglaf Droste

1. These: Das Recht auf Wehrdienstverweigerung in der BRD ist zu erhalten bzw. zu verbessern. Der politische Kampf gegen die Bundeswehr bzw. ihre Einsätze ist fortzuführen.

2. These: A. Schwarzer ist in ihrer Forderung, daß deutsche Frauen in gleicher Weise wie Männer das Recht haben, in der Bundeswehr zu dienen, zu unterstützen.

Begründung zu These 2: Daß Frauen nicht in gleicher Weise wie Männer in der Bundeswehr dienen dürfen, ist weder Ausdruck von Friedfertigkeit der PolitikerInnen noch Ausdruck von Friedfertigkeit von Frauen. Der alleinige Grund ist vielmehr, daß Frauen als unfähig gesehen werden, sich selbst, Kinder oder Männer zu verteidigen und zu schützen, weil sie ja *von Natur aus* körperlich schwach (und auch nicht besonders mutig) seien. Beides kann eine Frau, die auf sich hält und sich nicht zum Objekt männlichen Schutzes degradieren lassen will, nicht akzeptieren.

Weiterhin gilt: Die Akzeptanz von Bundeswehr bzw. Bundeswehreinsätzen – in Ex-Jugoslawien und anderswo – ist bei (deutschen) Frauen ebenso groß wie bei Männern. Die betreffenden Frauen schicken also *andere* vor in die Welt, nämlich Männer, zum Töten und Getötetwerden! Die betreffenden Frauen sollen da gefälligst bitte selbst gehen; das ist ehrlicher und moralischer!

Begründung zu These 2: Die Bundeswehr in Diensten der Wirtschaftsmacht BRD oder übergeordneter Organisationen ist keine Befreiungsarmee. Eine Veränderung dieser Funktion der Bundeswehr ist nicht in Sicht. Sie ist momentan sinnlos zum Schutz von Menschen, sie tötet schon dadurch, daß sie Gelder und Ressourcen verschlingt.

Schluß: Ich möchte als Frau – wie jeder Mann – gewürdigt werden, Menschen mit militärischen Mitteln zu verteidigen und zu schützen, also gefragt werden, ob ich in der Bundeswehr dienen will. Aus politischen Gründen würde ich (wenn ich das entsprechende Alter hätte) mit Wehrdienstverweigerung antworten. Übrigens: Die zapatistische Armee besteht zu 30 Prozent aus Frauen, leider wohl nur auf der untersten Ebene!

Magdalene Lichte-Dierks

Braunschweig

Fortbildung

KONKRET 4/96: »Leserbrief« von Peter May: How Comes?

Die grammatikalische Belehrung an Gremlizas Adresse ist ärgerlich, denn irgend jemand muß jetzt dem Belehrer klarmachen, daß er irrt. Gut, ich mach's: Gremliza hatte recht, man sagt »how come?«. Um sicher zu gehen habe ich extra bei einem Bekannten nachgefragt, der sagte: No one (except the Chinese) ever says »how comes?«.

Merke: Schulbuchgrammatik ist nicht in jedem Fall eine verläßliche Richtschnur.

Heinz Merkle

Tübingen

Wer einer wurde

KONKRET 4/96: »Tomayers ehrliches Tagebuch«

Sehr verehrter Herr Tomayer, vielen Dank für Ihre Einladung, die Sie im April-Heft der Zeitschrift KONKRET ausgesprochen haben. Gerne schreibe ich ihnen, wer ich wurde und mache mir Gedanken, warum ich der wurde, der ich bin und kein anderer. Nicht ganz sicher bin ich mir, ob diese Ihre Aufforderung nicht doch nur ein Scherz war, doch wie auch immer: Lesen Sie's nicht, ist kein Schaden entstanden, lesen Sie's ohne Gewinn, will ich die Schuld für den Raub der paar Lebensminuten tragen.

Für Sie mag interessant sein, wer einer wurde und warum er der wurde, der Sie, wie zu Beginn bemerkt, durchaus verehrt. In meinem kleinen Über-Ich-Pantheon sitzen Sie im Hause dieser unheilvollen Gesellschaft zwar und auf den leider oft

sehr untoten Leichen der Eltern, aber doch zu Füßen Adornos, Jesus', Marxens und Freuds und neben Gremliza, Henscheid, Schneider und Polt.

Habe nun also 1963 die Erde betreten, zunächst in Lüneburg kennengelernt, dortselbst abituriert und bei Adornos Schüler Schweppenhäuser das Denken begonnen. Lag vor Brokdorf und Gorleben, floh vorm Bund nach Westberlin und studierte immer weiter. 1990 fand ich glückseligerweise zu meinem Urbild der Liebe aus Jugendtagen zurück, meiner Regina nämlich. 1992 gingen wir dann als Ehepaar und künftige Eltern zweier Kinder nach Lutheran (dessen Nachbarort abgeschmackterweise Rom heißt). Hier wurde und bin ich Bauer, in Mecklenburg-Vorpommern an der B 191 zwischen Parchim und Lübz.

Die Frage nun, warum zwei Menschen ähnlichen Alters und ähnlicher Lebensumstände zu Knallfrosch und Troubadour sich je entwickeln, läßt sich für meinen Eindruck beantworten am besten durch eine Überlegung zur Bedeutung der Angst bei diesem Thema. Ich setze voraus, daß der Troubadour deshalb Troubadour ist, weil er in der Lage ist, die Bedeutung der gesellschaftlichen Zumutungen richtig zu erfassen und künstlerisch auszudrücken. Die Angst scheint mir das subjektive Komplement zur objektiven gesellschaftlichen Gefahr zu sein. Solidarität und auch schon ihre Wurzel, Mitleid, entstehen nicht durch die Analyse gesellschaftlicher Mißstände; die Analyse ist ja von Haus aus eher dem Schlachten verwandt als dem Mitgefühl und, wie in der Dialektik der Aufklärung angeordnet, nur willentlich in den Dienst des Guten zu nehmen. Mitgefühl kann ich mir nicht anders vorstellen als das Ergebnis der Projektion fremden Leids auf mich selbst und der Angst vor diesem Leid. Ist nun in der individuellen Charakterbildung die Angst stark genug, die gesellschaftlichen Gefahren, obwohl sie in unserer luxuriösen Gesellschaft als ganz ungefährliche Selbstverständlichkeiten daherkommen, zu bemerken und als Gefahren zu begreifen, und ist die Angst schwach genug, nicht verdrängt werden zu müssen, so besteht die Möglichkeit, ein Troubadour oder wenigstens ein linker ostelbischer Ökobauer zu werden. Ist die Angst zu schwach, so kann der subjektive Irrglaube entstehen, man vermöchte, gesellschaftlichen Bedrohungen zu entgehen oder über sie zu triumphieren.

Hier kann der Geschäftsmann von gestern entstehen, der am Biertische die Ungerechtigkeit der Welt zugibt und ansonsten in verkrampfter Gier seine Schäfchen ins Trockene zu bringen sucht. Ist die Angst zu groß, oder ist die Begierde, deren Verbot die Angst gebar, wie Adorno sagt, sozusagen prähistorisch gebrochen, also, bevor ein Konflikt überhaupt möglich war, so kann der Geschäftsmann von heute entstehen, der, offen und herzlich lächelnd, Mahnungen oder Anklagen von links wirklich gar nicht verstehen kann. Ihm fehlt das christliche Mitleid, das unabdingbare Voraussetzung für jede linke Moral ist. Festzustellen ist, daß erstere Form der Charakterbildung die vergleichsweise geglücktere darstellt. So gesehen müßte einem der durch und durch vergnatzte und offensichtlich mörderische Waigel lieber sein als der joviale, nette Schröder.

Armin Hey

Lutheran

Reiner Wahnsinn

KONKRET 4/96: »Reinen Urin einschenken« von Martin Krauß

Das hat sich Martin Krauß schön ausgedacht: Sportler werden durch lüsterne Dopingkontrolleure entwürdigt, bekommen Berufsverbot, wenn ihnen die Einnahme von »Mittelchen« nachgewiesen wird, und das im Namen einer faschistoiden Ideologie, die das Recht des einzelnen, frei über seinen Körper zu bestimmen, verneint. Adorno und Horkheimer müssen als Zeugen im Fall des Sprinters Ben Johnson herhalten, Hitler hat zum Thema Doping auch was gesagt, und dann ist da noch der böse »Spiegel«, der von »menschlichen Robotern« spricht. Alles klar: Doping ist ein Problem in den Köpfen derer, die dagegen sind.

Nichts ist klar, Thema verfehlt: Es geht nicht um Mittelchen, die dummerweise Pickel erzeugen und das Idealbild vom reinen Körper zerstören. Zahlreiche Spitzensportler und noch mehr anonyme Hobby-Muskelzüchter sind an den Fitmachern gestorben, viele leiden an den Folgen des Pillenschluckens. Die Frage muß heißen: Was treibt Menschen dazu, sich in rasende Medizinschränke zu verwandeln? Und: Warum wurden und werden Unmündigen heimlich gefährliche Substanzen verabreicht? Antwort: Systemtragender Leistungsfetischismus verblendet Wettkämpfer und ihre Betreuer. Die Aussicht, schnell (erfolg)reich zu werden, macht sie blind gegenüber ihrer Gesundheit. Dies gilt auch für koksende Künstler, Manager oder Schüler. Auf das Recht zu pochen, so dumm zu sein, wie's Rindvieh, das alles frißt, ist reiner Wahnsinn.

Christian Bleher

Sportredakteur

München

Plektralanalyse

KONKRET 3/96: »melodie & rhythmus«, Jeffology von Michael Rudolf

Ziemlich bescheuert und doch daneben: »Man muß kein Fan dieses Mannes sein, um bestätigen zu können, daß er (Jeff Beck) zu den Gesalbten gehört, die ihr Plektrum an den Seilen wundscheuern.«

Beck spielt hauptsächlich mit den Fingern, ein Handwerker also und sicherlich ein Meister seines Faches. Der Autor, der sich wegen der »Verniedlichungsform der Saitenkunst« Sorgen macht, sollte es beim Pickelausdrücken mit dem Plektrum belassen. Sowohl als überhaupt.

Francois Schneider

Gjettum, Norwegen

Konkret 05/96, S. 9

Hermann L. Gremliza

Deutscher Frühling

Mehr als sechs Millionen sind arbeitslos. Der »Umbau der sozialen Sicherungssysteme«, die vierzig Jahre lang den inneren Frieden verbürgt haben, ist beschlossen. Was soll sie ersetzen? Dies zu sagen, hat die Republik einen hauptamtlichen Verkünder: Zur Vermittlung des subjektiven Sicherheitsgefühls der Bürger und zur Verbesserung der objektiven Sicherheit, sagt der Bundespräsident, seien eine Reihe von ganz einfachen Schritten notwendig. Dazu gehöre, daß die Polizei richtig ausgestattet und präsent sei.

Auch die ganz einfachen Schritte, das weiß jedes Kind, müssen geübt werden, und was taugte besser dazu als ein Manöver, in dem die Ordnungskräfte ihre Schlagfertigkeit und ihre Waffen an einer optisch markierten Störermasse prüfen können. Doch an Farben fehlts im Revier? Man nimmt »südländisch aussehende Menschen« dafür. Nach Zahl und Pigmentierung geeignet, in der Hingabe an die Rolle einfach ideal: die Kurden. Noch schöner, daß einige von ihnen tatsächlich sind, was die anderen darstellen sollen, es also nur darauf ankommt, sie den restlichen neunzig Prozent als Protagonisten vorzusetzen.

Wie man das macht? *Social engineering*, erstes Semester: Man nehme eine zur Kriminalisierung geeignete Teilmenge, malträtiere sie, provoziere die Solidarität der anderen und ernenne jede familiäre oder nachbarschaftliche Beziehung feierlich zur Verschwörung; man verbiete also die kurdische Arbeiterpartei PKK, sodann die kurdischen Kulturvereine, schließlich kurdische Feiern; man überwache, durchsuche, beschimpfe und mißhandle, bis aus der kriminellen Vereinigung PKK die kriminelle Vereinigung »die Kurden« geworden ist. Wenn man nun noch den Staat, vor dessen Terror eine halbe Million Kurden nach Deutschland geflohen ist, mit Waffen für seinen Krieg gegen die Daheimgebliebenen ausrüstet und sich darin durch keine Kritik beirren läßt, kanns losgehen:

Man läßt die optisch markierte Störermasse für den 17. März eine als Neujahrsfest getarnte Demonstration in Dortmund planen und zugleich den Innenminister des Bundes »alle PKK-verdächtigen öffentlichen Veranstaltungen der Kurden« verbieten. Sodann dehnen örtliche Ordnungshüter, wie Stuttgarts Bürgermeister Jürgen Beck (SPD), das Verbot auch offiziell auf »sämtliche Veranstaltungen zum kurdischen Neujahrsfest« aus und geloben, wie der Mainzer Innenminister Walter Zuber, das Verbot »mit aller Entschlossenheit« durchzuset-zen.

Der nordrhein-westfälische Innenminister bietet 8.500 Polizisten und Grenzschützer auf. Sie schließen die Grenze zu Holland, sperren die Autobahnen für Ausländer, markieren die Reifen wegen Kurdenverdachts zurückgeschickter Autos mit Farbe, erteilen 4.900 »Platzverweise«, nehmen 2.000 Personen »in Gewahrsam«, verhaften 500. Schon am Vorabend nimmt ein Sondereinsatzkommando (SEK) in Dortmund eine Gruppe Kurden fest, darunter etwa zwanzig Kinder. Tags darauf richten Polizei und Grenzschutztruppen in der Stadt 1.200 Kontrollstellen ein, auf dem Hauptbahnhof bilden sie »Schleusen«, in denen Einheimische von »südländisch Aussehenden« getrennt werden. Die Aussortierten werden durchsucht, zur Feststellung der Personalien festgenommen, gefesselt und in Gefangenenbussen abtransportiert. Ein Zug von Leipzig nach Dortmund wird in Kassel kontrolliert, »Nicht-Ausländer« werden in die vorderen, Ausländer (darunter Iraker, Albaner, Afrikaner, Pakistani) unter Begleitung von Schlagstöcken in die beiden hinteren Waggons gebracht, dort eingesperrt und nach Halle zurückgeschickt, wo Hundestaffeln der Polizei sie erwarten.

In Hannover gibt es 64 Festnahmen, in Stuttgart werden 170 Personen, »dem Augenschein nach Kurden«, umstellt und abgeführt. Baden-Württembergs Polizei bringt es auf 5.300 Personenkontrollen, bei denen 28 Kurden verhaftet und 214 in Polizeigewahrsam gebracht werden können. Der Polizei des Landes gelingt es, am 21. März 123 Kurden von zu Hause, vom Arbeitsplatz oder der Schule abzuholen und bis25. März in »Unterbindungsgewahrsam« zu halten. 77 mutmaßliche PKK-Rädelsführer kommen in Vorbeugegewahrsam.

Natürlich bleiben auch die gewalttätigen Auseinandersetzungen, Höhepunkt des Manövers, nicht aus. Wie es sich für kriminelle Störer gehört, gehen die Kurden vor gut postierten Kameras mit Stöcken und Latten auf deutsche Ordnungshüter los. Die »Bild-Zeitung« kann berichten: »Selten haben Fernsehbilder Deutschland so aufgewühlt.« Die offizielle Zahl der Verletzten wird nur einmal genannt – zum Beweis, wie gut die Polizei war, und dann nie wieder, damit keiner über den »Kurden-Terror« (»Bild«) ins Grübeln kommt: 40 Polizisten und 300 Kurden.

Dem Manöver folgt die Auswertung, in Praxis und Theorie. Den ersten Teil erledigt die Exekutive, die ihre Wochen zuvor von der Koalition bereits beschlossene Verschärfung des Ausländerrechts in den Bundestag bringt: Was einfacher Landfriedensbruch war, wird schwerer Landfriedensbruch genannt, mit Gefängnis und sofortiger Abschiebung bestraft. Landfriedensbruch war, zur Erinnerung, der klassische Kampfparagraph gegen kämpfende Klassen. Rechtsexperten der Union schlagen vor, solcher Tat Verdächtige sofort ohne rechtliches Urteil abzuschieben.

Die theoretische Manöverkritik übernimmt die nationale Opposition, glänzend vertreten durch einen ehemaligen Anwaltder Roten Armee Fraktion, zeitweisen Grünen und jetzigen stellvertretenden Fraktionsvorsitzenden der SPD. Was hat der Genosse Otto Schily am 18. März 1996, neunzehn Jahre nachdem deutschen Herbst, zum deutschen Früh-ling 1996 zu sagen? Damit es keinem erspart bleibt:

Ich habe auch die Bilder gesehen über diese Ereignisse an der holländischen Grenze, und man muß mit aller Klarheit feststellen: Wer mit brutaler Gewalt gegen unsere Polizei vorgeht, kann auch nach meiner Auffassung auf keinerlei Rücksichtnahme rechnen, sondern muß hart bestraft werden und muß auch, soweit es geht, aus dem Lande gewiesen werden, also mit seiner Ausweisung und Abschiebung rechnen. Das, was sich dort abgespielt hat, war nach meiner Einschätzung ein besonders schwerer Fall des Landfriedensbruchs, und im Ausländergesetz haben wir auch Bestimmungen, die es ermöglichen, Teilnehmer an solchen gewalttätigen Ausschreitungen des Landes zu verweisen, und davon muß man dann auch Gebrauch machen. Und ich frage mich im übrigen, warum eigentlich der Bundesinnenminister mit Hilfe des Bundesgrenzschutzes nicht verhindern konnte, daß diese Gewalttäter die holländische Grenze überschreiten konnten. Man muß ganz allgemein den Bundesinnenminister fragen, ob er es denn bei salbungsvollen Erklärungen bewenden lassen will. Er muß sich wohl etwas einfallen lassen, was er nun künftig gegen kriminelle Organisationen, und zu denen gehört sicherlich die PKK, unternehmen will.

Kanther hat versagt. Er hat »unsere Polizei« im Stich gelassen. Die Opposition will Taten sehen. Wie seine Kollegin, die Genossin Däubler-Gmelin, die alle Täter »verurteilt und rausgeschmissen« sehen will, beeilt sich auch Schily, in jedem Satz seine und seiner Partei Bereitschaft zu bekunden, keine Rücksicht zu nehmen, hart zu bestrafen, auszuweisen und abzuschieben. Schily weiß, und in einem Nebensatz sagt er es auch, daß die Genfer Konvention es der Bundesrepublik verbietet, einen Gefangenen in ein Land abzuschieben, »in dem sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatszugehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht sein würde«, und daß dies für die Kurden und die Türkei auf mehrfache Weise zutrifft.

Schilys und Frau Däublers Aufruf zu Ausweisung und Abschiebung kann also, soll die Genfer Konvention nicht gebrochen werden, den Kurden nicht gelten. Immerhin läßt sich mit solchen Reden testen, wie belastbar das soziale Gewissen ist, und tatsächlich zeigt es sich bei südländisch Aussehenden schon ziemlich strapazierfähig. Eine Lichterkette für die 300 Verletzten hat keiner veranstaltet. Auch Trauer & Wut rafften sich nirgendwo auf, den rassistischen Exzeß des Bullenstaats zu geißeln.

Die Sozialdemokratie war in Zeiten sozialer Turbulenzen immer *die* Polizei-Partei, die sich, von Noske und Zörgiebel bis zu ihren Polizeisenatoren der Apo-Zeit, beim Durchgreifen von keinem Konservativen übertreffen ließ. Sie steht zu dieser Tradition, in Treue fest druff. Die Aufrüstung des Polizeistaats, die die Abrüstung des Sozialstaats sichert, wird eine breite Mehrheit finden.

Konkret 05/96, S. 10

Herrschaftszeiten

Post festum 1

Daß es der deutschen Politik trotz gewisser Vorlieben für ihre alten Verbündeten, die Kroaten und Muslime, erst in zweiter Linie darauf ankam, welche der verfeindeten Parteien aus dem Gemetzel als Sieger hervorging, in erster aber darauf, dem Stahlbad des jugoslawischen Bürgerkriegs als kriegführende Weltmacht zu entsteigen, zeigt der Umgang, den Teile ihres Propaganda-Apparats nun, da das deutsche Kriegsziel erreicht ist, mit den vormals hilf- und waffenlosen Opfern der serbischen Völkermörder pflegen. Vorneweg der bis gestern noch muselmanische »Spiegel« im März 96:

»Der Iran ist meine zweite Heimat«, sagt Hasan Muratovic, 55, »mich faszinieren die Geschichte und Kultur dieses Volkes.« Der neue bosnische Ministerpräsident hat guten Grund, das Teheraner Regime und seine Gastfreundschaft zu verklären – ohne iranische Hilfe wäre er ein Niemand...

Die Rüstungshilfe, die der Westen den Bosniern verweigerte, leisteten spätestens vom Sommer 1993 an arabische und islamische Freiwillige. Zeitweise kämpften an die 2.000 Berufskrieger aus Malaysia, Saudi-Arabien, Libyen, dem Libanon und Iran in den Bergen zwischen Tuzla und Mostar...

Schon in seiner Jugend zeigte sich der heutige Staatschef (Alija Izetbegovic) von den Lehren Mohammeds fasziniert. Als 16jähriger schloß er sich einem Verein junger Moslembrüder an; aus dem radikalen Flügel dieser Bewegung ging 1943 die berüchtigte Handschar-Division hervor, die sich im Drang nach einer eigenen islamischen Republik auf dem Balkan mit den Nazi-Besatzern verbündete. Die moslemischen Einheiten in SS-Uniform mit Nazi-Adler auf türkischem Fez zogen in serbisch besiedelten Gebieten von Dorf zu Dorf und zwangen die Bauern zur Flucht. Wer Widerstand leistete, dem schnitten sie die Kehle durch... Der junge Alija verklärte seine Moslembrüder zu »Vorkämpfern einer islamischen Wiedergeburt«...

»Wir sind zwar eine europäische Nation«, so Izetbegovic (im Januar 1996), »aber das heißt nicht, daß wir all diesen europäischen Lastern wie Alkohol, Pornografie, Drogen und wilden Orgien die Tür öffnen. Wir wehren uns gegen jeden falschen Kultureinfluß und jeden falschen Friedensbegriff.« Solche Parolen schreckten die katholischen Kroaten auf und ermunterten auch die Serben zu ihrem Massenexodus aus den nun wieder bosnisch gewordenen Vororten Sarajevos.

Weil es aber vielleicht doch den einen oder andern Leser gibt, der im März 1996 noch nicht vergessen hat, daß es bis Februar 1996 die Serben waren, die mutwillig die religiös tolerante, multiethnisch-multikulturelle bosnische Republik zerstören wollten, fuhr der »Spiegel« wie folgt fort:

Die wachsende Islamisierung des öffentlichen Lebens schien im nachhinein den Kriegs- und Vertreibungsstrategen recht zu geben, die wie Serbenführer Radovan Karadzic immer schon verkündet hatten, unter moslemischer Herrschaft hätten Serben und Kroaten keine Überlebenschance.

Schien.

Post festum 2

US-Außenminister Warren Christopher hat gegen den Plan der kroatischen Regierung protestiert, die Überreste von Ustascha-Kriegern auf dem Gelände des Konzentrationslagers Jasenovac beisetzen zu lassen. In Jasenovac hatte das von Nazi-Deutschland gegründete Kroatien unzählige Serben, Juden und Roma umgebracht. Christopher sprach von »einer schlimmen Art, die Vergangenheit neu zu schreiben«.

Buy british 1

Gute Nachricht zu einer Zeit, da die deutschen Grünen sich der sudetendeutschen Landsmannschaft anschließen: Die britische Königin Elizabeth II. hat sich für die Rolle Großbritanniens beim Münchner Vertrag von 1938, der den Deutschen die »Befreiung des Sudetenlands« erlaubte, bei den Tschechen entschuldigt.

Buy british 2

Es ist schon lange meine Überzeugung, daß man uns in der Europäischen Gemeinschaft niemals vergessen lassen wird, daß wir allein gegen die Hunnen ausgehalten und geholfen haben, einen Kontinent zu befreien, der unter dem Absatz des Knobelbechers war.

Sir Bernard Ingham, Pressesprecher der Premierministerin Margret Thatcher, im »Daily Express« über die Briten, die Deutschen und den von »Minderwertigkeitskomplexen« geplagten Rest

Mauertote

Wie die mexikanische Zeitung »La Jornada« berichtet, sind an der Grenze zu den USA seit 1989 hundert illegale Einwanderer von US-amerikanischen Polizisten und Zivilisten erschossen worden.

Aprilfrisch

Aus Bonn meldet der Pressedienst der PDS im Bundestag am 1. April:

Da es nun schon über eine Agentur gelaufen ist, von einigen Rundfunksendern verbreitet wird, Glückwünsche bei den Eltern und telefonische Nachfragen bei uns eingehen: Nein, das Kind von Andrea Lederer und Gregor Gysi wurde noch nicht geboren. Es handelt sich um einen Aprilscherz in der heutigen Ausgabe der »jungen Welt«. Es gibt Aprilscherze, die sind amüsant. Dieser gehört nicht dazu. Der Grund, warum Herr Elsässer, laut Impressum jW-Redakteur für »besondere Aufgaben«, diese Meldung fabriziert hat, dürfte mit Humor am wenigsten zu erklären sein.

Jürgen Reents, Pressesprecher

Noch vor ein paar Jahren war der Mann, den man jetzt wohl den Endesunterfertigten nennen darf, Autor respektabler Beiträge sogar für KONKRET. Was parlamentarische Kretinisierung doch vermag, und in wie kurzer Frist! Was den Scherz der »jungen Welt« amüsant machte, mußte der PDS-Angestellte in seiner Gegendarstellung pflichtgemäß unterschlagen: daß die stolzen Eltern dem Sohn den Namen Mischa gegeben hätten. Dafür hat er die Urheberschaft einfach dem Redakteur angedichtet, den die PDS am meisten haßt. Natürlich war’s ein anderer.

Ökumene

Wenn aber gerade mal nicht 1. April ist, treffen sich unter dem Tagungsthema »Unsere Visionen und der Götze Markt« in der Evangelischen Sozialakademie Friedewald bei Bonn Betriebsräte, Gewerkschafter, Sozialwissenschaftler, Theologen und Politiker, darunter sechs Bundestagsabgeordnete der PDS (Christa Luft, Rolf Kutzmutz, Wolfgang Bierstedt, Peter Hartmann, Gerhard Jüttemann und Willibald Jacob). Im »Rheinblick«, dem Monatsblatt der PDS im Bundestag, berichtet der Abgeordnete Jacob:

Es wird deutlich: Die Opfer des Marktes sind nicht wehrlos. Aber warum gibt es sie überhaupt? Diese Frage nehmen drei Vorträge auf. Sie kann nur im Dreieck Süd-Ost-West beantwortet werden. Deshalb sprechen Prof. Franz Hinkelammert (Costa Rica), Prof. Christa Luft (Berlin) und Prof. Siegfried Katterle (Bielefeld). Sie stimmen in einem überein: Wir brauchen eine neue Art Kapitalismuskritik.

Leicht gesagt. Und fast noch leichter getan:

Diese Gedanken vertiefte der theologische Beitrag von Kuno Füssel aus Münster. Die Bibel kennt den Götzen Gold und seine menschenzerstörenden Wirkungen (2.Moses 32, Daniel 3). »Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon« (Matthäus 6). Die Gesetze Israels begründen den Rhythmus von Arbeit und Ruhe und schützen den Sklaven und die Sklavin, die Schwachen und die Fremden. Jakob Moneta (früherer Chefredakteur der Zeitschrift »Metall«) steckt in seiner Auslegung der Thora den Rahmen ab, in dem heute das Recht auf Arbeit und das Recht auf Asyl durchgesetzt werden sollten. Prof. Michael Brie (Berlin) macht darauf aufmerksam, daß jede Erscheinung unserer Welt zum Götzen werden könne, der das Menschsein gefährdet.

Wie kann dem Markt sein götzenhafter Charakter genommen werden? Sozialistische und christliche Traditionen befähigen zu einer Spiritualität, die Gemeinschaft stiftet, zu gegenseitigem Beistand anleitet

und zu allseitiger Verblödung führt.

Fortschritt 1

Die Außenschulden Rußlands haben sich im letzten Jahrzehnt fast verfünffacht und betragen jetzt 129,4 Milliarden Dollar. Die Höhe der zum Jahresende 1995 fälligen Zinsen und Tilgungen betrug 31,4 Milliarden Dollar. Dazu sagte der Leiter des Moskauer Instituts für ökonomische Analysen, Andrej Illarionow: »Im Grunde ist Rußland bankrott. Wir bemühen uns, einige unserer kurzfristigen Probleme durch Schaffung langfristiger Probleme zu lösen.«

Fortschritt 2

Bis 1989 lebten in Polen 17 Prozent der Familien unterhalb der Armutsgrenze. Seit Einführung des Kapitalismus konnte dieser Anteil auf jetzt 40 Prozent gesteigert werden. Die Reallöhne sind in den letzten sechs Jahren um 30 Prozent gefallen, dafür ist die Arbeitslosigkeit von Null auf 16 Prozent (ca. 3 Millionen) gestiegen. Das Ergebnis einer vom Bonner Familienministerium finanzierten Untersuchung, die das Institut für Politische Soziologie an der Universität Warschau durchgeführt hat, wurde von der Tageszeitung »Rzeczpospolita« unter dem Titel zusammengefaßt: »Drei Viertel aller Frauen finden, daß es früher besser war.« Das liegt aber nur daran, daß die Unverbesserlichen noch nicht verhungert sind.

Fortschritt 3

Die »Deutsche Tagespost«, Zentralorgan des politischen Katholizismus in der BRD, übt Systemkritik:

In einem Land, das sechzehn Länderparlamente hat, die alle vier Jahre zu wählen sind, das einen Bundestag im gleichen zeitlichen Abstand neubestimmt, eine Bundespräsidentenwahl und dutzende Kommunalwahlen inszeniert, wird jede politische Aktion blockiert. Niemand kann auf lange Fristen politisch handeln. Selbst der energischste und überzeugendste Politiker fühlt sich nicht der Geschichte verantwortlich, sondern fürchtet zukünftige Wahlentscheidungen. Selbst die Sicherheitspolitik weicht der Gewalt des sogenannten Willens der Massen und ihrer Majoritätsbeschlüsse. So kann es nicht mehr weitergehen!

Rückschritt

Nur sieben Prozent aller Tschechen wären bereit, eine Partei zu wählen, die sich bei den Deutschen für die Vertreibung der Sudetendeutschen entschuldigen wollte. Fast jeder zweite Befragte hält die BRD für eine ökonomische, 39 Prozent halten die BRD für eine politische Bedrohung Tschechiens – das sind zehn Prozent mehr als vor vier Jahren.

Bullenwahnsinn 1

Ein Handwerker behauptet, in einem Haus an der Hamburger Hafenstraße eine ihm entwendete Leiter gesehen zu haben. Als zwei herbeigerufenen Polizisten (ohne richterlichen Durchsuchungsbefehl) kein Eintritt gewährt wird, rückt die überarbeitete Hamburger Polizei mit einer Hundertschaft an, um zur Feststellung des Sachverhalts (Streitwert 30 Mark) gewaltsam in die Häuser einzudringen. Eine amtsärztliche Untersuchung des für den Einsatz verantwortlichen Beamten ist nicht angeordnet worden.

Bullenwahnsinn 2

Überall kann die Polizei natürlich nicht sein. So gelang es ihr leider nicht, den mit Haftbefehl gesuchten Nazi Thomas Lemke zu finden, obwohl er bei seiner Freundin wohnte, zwei Dutzend Freunde die Adresse kannten, er sich seine Arbeitslosenhilfe regelmäßig beim Arbeitsamt abholte und Nazi-Kameradschaftsabende in Duisburg und Oberhausen besuchte. Lemke steht jetzt vor Gericht, weil er, während die Polizei ihn (nicht) suchte, fünf Menschen ermordet habe, darunter eine 23jährige, die ihn mit dem Tragen eines »Nazis raus«-Aufnähers noch ein bißchen mehr provoziert haben soll als die Bewohner der Hafenstraße die Hamburger Polizei mit der mutmaßlichen Entwendung einer Leiter.

Bullenwahnsinn 3

Nach Angaben des Innenministers von Mecklenburg-Vorpommern, Rudi Geil, CDU, ist in seinem Land die Zahl fremdenfeindlicher Gewalttaten und anderer rechtsextremer Delikte im letzten Jahr von 483 auf 644 gestiegen. Fast einhundert Gewalttaten hätten sich direkt gegen Leib und Leben von Ausländern gerichtet, zwanzig Prozent mehr als im Vorjahr. Den Tätern widmen sich die Ordnungshüter, die Geils Behörde zur Überwachung der Kommunistischen Plattform und der Arbeitsgemeinschaft Junge GenossInnen der PDS mit nachrichtendienstlichen Mitteln gerade mal nicht braucht.

Bullenwahnsinn 4

Nach seiner Kündigung als Stadtrat für Umwelt und Gesundheit in Berlin-Weißensee wollte Olaf Albrecht, PDS, wieder in seinen Beruf als Kriminalpolizist zurück. Der Berliner Innensenat lehnte das zunächst mit der Begründung ab, daß Albrecht gesagt habe, er wolle »das jetzige System so schnell wie möglich an seine Entwicklungsgrenzen treiben«. Nachdem Albrecht mitgeteilt hatte, er habe das ausschließlich in bezug auf das Wirtschaftssystem gemeint, antwortete der Senator in einem endgültigen Bescheid, es sei »auch der Bestand der auf dem freien Unternehmertum beruhenden Wirtschaftsordnung eines der grundlegenden Prinzipien« der freiheitlich-demokratischen Ordnung. Was natürlich nicht stimmt, denn es ist nicht »eines der« sondern *das* grundlegende Prinzip, aber so schnell hat der Senator Schönbohm, der zuvor General der Bundeswehr war, die Grundlagen der Zivilgesellschaft nicht lernen können. Seine Würze liegt mehr in der militärischen Kürze. Auf die Frage der PDS, ob dem Senat bekannt sei, daß die Innenbehörde für das Berufsverbot gegen Albrecht

ausschließlich Gesinnungsgründe angeführt habe, antwortete der General: »Ja!«

Stamokap

100 Millionen Mark Steuern zahlte die Siemens AG im Jahre 1995 an den deutschen Fiskus. Zum Trost erhielt die Firma im gleichen Jahr staatliche Forschungszuschüsse in Höhe von 190 Millionen Mark.

Blüms Benjaminchen

1995 erhöhte sich die Zahl der arbeitslosen Jugendlichen in der BRD um 14,2 Prozent auf 530.000.

»Journalistische Kompetenz und ein besonderes Gespür für die deutschen Weine spiegeln die mit dem Journalistenpreis des Deutschen Weininstituts 1995 ausgezeichneten Beiträge wider. Unser Bild zeigt (von links nach rechts) die Preisträger: Gero von Randow, Norbert Thomma, Dr. Reinhard Muth, Aufsichtsratsvorsitzender des Deutschen Weinfonds, Cord Felten, Bundesminister Jochen Borchert, Peter J. Klein, Dr. Thomas Leif, Thomas Kaltenbrunner, Manfred Kriener und Arno Luik. Foto Deutsches Weininstitut.« Von links nach rechts, von der SDAJ zum Hotel Palace, vom Trotzkopf zum Trollinger – es geht voran.

Zwar wird heute nicht Politik mit Panzerschiffen und Kanonen gemacht, aber der Verlauf des »Ersten Geldkriegs«, als Pfund, Lira etc. unter der Wucht der Deutschen Mark zusammenbrachen, erinnert fatal an die Zeit nach 1871.

»Süddeutsche Zeitung«

Bundesumweltministerin Angela Merkel, vormals FDJ-Sekretärin für Agitation und Propaganda, bringt sich auch in ihren neuen Beruf als Bundesministerin für Atomtransporte voll ein. Das Foto zeigt sie bei der Agitation und Propaganda für die Atommülldeponie (Propagandaname: »Endlager«) Gorleben vor einem Förderkorb, der sie in 650 Meter Tiefe bringen soll. (Ja, auch wieder zurück).

Wir müssen uns massiv in den politischen Mainstream einmischen.

Joseph Fischer, Sprecher der Olivgrünen im Bundestag

Dann werden wir eben ein bißchen weniger sozialen Frieden haben.

Werner Stumpfe, Gesamtmetall, über den Abriß des Sozialstaats

Lech Walesa hat die Lenin-Werft vom Kommunismus befreit. Heute hat sie andere Probleme, vor allem den drohenden Konkurs

»Heute«-Nachricht des ZDF

Lech Walesa, links als Arbeiterführer 1980, rechts als Arbeiterdarsteller fünzig Kilo später, begründete seine Rückkehr auf einen 360-Mark-Arbeitsplatz in der ehemaligen Lenin-Werft damit, daß er seine vielköpfige Familie ernähren müsse. Inzwischen fahnden polnische Finanzbeamte nach Honoraren, die Walesa in den vergangenen Jahren kassiert und nicht versteuert habe. Es soll sich um insgesamt 1 Million Dollar handeln.

Konkret 05/96, S. 14

Jürgen Elsässer

Scharfmacher

Das Kriegsverbrechertribunal in Den Haag ist ein Instrument der US-Außenpolitik

Für das UN-Kriegsverbrechertribunal ist in den letzten Wochen eine Menge Arbeit angefallen: Am 16. Februar hoben Ifor-Soldaten in der Nähe von Sarajevo ein Terror-Camp ausländischer Söldner aus. »Es war abscheulich«, sagte der hartgesottene Ifor-Kommandant Leighton Smith. Trainiert wurde mit Bomben, die als Kinderspielzeug getarnt waren. Ende März gestand dann ein Jasim Sljivo gegenüber der Polizei von Banja Luka, 200 unbewaffnete Zivilisten ermordet zu haben. Anfang April wurden die Killing Fields von Mrkonjic Grad entdeckt: Massengräber, aus denen täglich neue Skelette und Leichen geborgen wurden, bis zum Redaktionsschluß dieses Heftes schon 290 Tote. Und im Herzen von Sarajevo sollen nach Aussagen von Flüchtlingen weitere 30 Massengräber sein, in denen 10.000 bis 15.000 Leichen faulen.

Doch das Kriegsverbrechertribunal der Vereinten Nationen nahm keine Ermittlungen auf, es äußerte nicht einmal Interesse, und die angeschlossenen westlichen Massenmedien taten es ihm gleich. Es gab keine Tageszeitung (außer der »jungen Welt«), die das Agentur-Foto mit den Spielzeug-Bomben gedruckt, das Geständnis von Jasim Sljivo erwähnt, den Namen von Mrkonjic Grad ähnlich dem von Srebrenica in die Schlagzeilen und auf die Titelseiten gerückt hätte.

Der Grund für das Desinteresse: In all diesen Fällen waren Serben nicht Täter, sondern Opfer. Und während die Aussagen moslemischer Flüchtlinge aus Srebrenica in jedem Fall für bare Münze genommen werden, gelten Aussagen serbischer Flüchtlinge über Massengräber in den moslemischen Stadtteilen Sarajevos mit derselben Selbstverständlichkeit als bloße Propaganda. Was bis Anfang April als Beweis für die Massenexekutionen von Srebrenica präsentiert wurde, waren Indizien: An der Oberfläche von Erdhaufen fand man Kleidungsstücke und Augenbinden. Mit diesen Indizien möglicher Morde der Serben werden die bewiesenen Morde der Kroaten in Mrkonjic Grad von den westlichen Medien kleingerechnet.

Das Geständnis von Jasim Sljivo hört sich unglaublich an. Ist es von der serbischen Polizei erpreßt worden? Handelt es sich bei Sljivo, wie von muslimischer Seite zur Entlastung vorgebracht, um einen Epileptiker? Es wäre der in der Geschichte der Medizin einmalige Fall, daß einer während eines epileptischen Anfalls Massenmorde gesteht. Das UN-Kriegsverbrechertribunal aber hätte, selbst wenn ihm die Sache nicht ganz geheuer ist, der Aussage auf den Grund gehen und Sljivo zu einer ausführlichen Befragung nach Den Haag einladen müssen.

Eine solche Untersuchung unterblieb aber nicht nur in dieser Strafsache, sondern auch bezüglich des erwähnten Terrorlagers. Die von der Ifor in diesem Zusammenhang festgenommenen Mudjahedin vor allem iranischer Herkunft blieben nur wenige Stunden in Gewahrsam, dann wurden sie der Regierung in Sarajevo pfleglich zurückgegeben, die die Herren mit Verweis auf ihren diplomatischen Status schließlich aus der Haft entließ. Die einzige Konsequenz: Izetbegovic mußte seinen fundamentalistischen Geheimdienstchef entlassen, kurz darauf gab’s dann schon wieder amerikanische Militärhilfe in Höhe von 800 Millionen Dollar.

Während also Moslems, selbst wenn man sie auf frischer Tat ertappt, wieder freigelassen werden, müssen Serben, auch wenn gegen sie nicht einmal ein Anfangsverdacht besteht, jederzeit mit ihrer Festnahme rechnen. So geschehen im Falle zweier Offiziere, des Generals Djordje Djukic und des Obersten Aleksa Krsmanovic, die Anfang Februar auf dem Weg zur einer Besprechung mit der Ifor in Sarajevo von Moslems gekidnappt wurden. Auf Betreiben der USA wurde die Freiheitsberaubung nicht nur sanktioniert (eigentlich herrscht laut Dayton-Vertrag in ganz Bosnien Bewegungsfreiheit), sondern die Ifor überstellte die beiden Entführten auch noch artig an das Kriegsverbrechertribunal.

Von Den Haag lag bis zu jenem Zeitpunkt weder ein Haftbefehl vor, noch war überhaupt ermittelt worden. Chefankläger Richard Goldstone wiegelte bei einer ersten Vernehmung denn auch ab: Die beiden würden nicht als Beschuldigte, sondern als Zeugen vernommen. Nach einigen Tagen wechselte Goldstone allerdings die Strate-gie und erhob Anklage: Den Offizieren wurden nun aber nicht Greueltaten in Gefangenlagern oder bei ethnischen Säuberungen vorgeworfen, sondern ihre Kommandofunktion an der Front von Sarajevo, also eine Funktion im Rahmen konventioneller Kriegführung. Die wird allerdings in Goldstones Diktion wieder zum Terror gegen die zivile Stadtbevölkerung, obwohl doch in den letzten Wochen selbst in den westlichen Medien nicht mehr vertuscht werden konnte, daß Sarajevo keine belagerte, sondern eine geteilte Stadt war.

Das Verfahren ist so hanebüchen, daß Oberst Krsmanovic Anfang April mangels Beweisen aus der Haft entlassen werden mußte. Allerdings kam er nicht frei, sondern wurde schnurstracks an die Regierung in Sarajevo überstellt, die ihm jetzt ersatzweise den Prozeß machen will. Eine Provokation, die selbst der Nato zu viel war: Sie weigerte sich, Krsmanovic nach Bosnien zurückzufliegen, so daß Goldstone für diesen Zweck eine Privatmaschine chartern mußte.

Daß die bosnischen Serben nach dem Kidnapping der beiden Offiziere nur für einige Tage die Kontakte zur Ifor abbrachen und sich dann wieder als Dayton-Musterschüler präsentierten, hat ihnen selbstverständlich nichts genützt. Ständig wurden

sie weiter provoziert: Italienische Ifor-Soldaten versuchten, Karadzic in seinem eigenen Hauptquartier zu verhaften; der bosnoserbische Parlamentspräsident Nikola Koljevic wurde bei einem Besuch in Paris vorübergehend festgenommen. Auch daß sie bisher kein Belastungsmaterial gegen Milosevic vorweisen können, hat die Scharfmacher von Den Haag nicht gebremst: Am 4. April erklärte das Kriegsverbrechertribunal die Bundesrepublik Jugoslawien zum »kriminellen Staat«, weil es Tatverdächtige nicht nach Den Haag überstelle. Gerade drei Tage zuvor aber hatte Belgrad erstmals zwei von Goldstone Angeklagte dem Tribunal ausgeliefert – ein Ausmaß an Kooperation, das man in Zagreb und Sarajevo vergeblich sucht.

Selbst für Theo van Boven, den Kanzleichef des Kriegsverbrechertribunals, ist mittlerweile die »Gefahr, daß das Tribunal zum Verlängerungsstück der US-Politik werden könnte«, so offensichtlich, daß er Anfang März seinen Rücktritt einreichte. Der 1993 vom Sicherheitsrat einstimmig beschlossene Gerichtshof sei, so van Boven, auf die schiefe Bahn gekommen, weil »die Unterstützung von Großbritannien und Frankreich praktisch gleich Null« war.

Auch die Deutschen halten sich eher zurück: Zwar ist die BRD Spitzenreiter bei der Kopfjagd nach mutmaßlichen Kriegsverbrechern, würde ihnen aber, um »Nürnberg« zu egalisieren, am liebsten selbst den Prozeß machen. So wurde der bereits 1993 festgenommene Dusan Tadic zunächst nicht in Den Haag, sondern in München angeklagt, weswegen Goldstone, der von diesem Coup erst aus der Presse erfuhr, innerhalb weniger Stunden seine Anklageschrift umformulieren mußte, um dem von ihm angestrengten Prozeß doch noch den juristischen Vorrang zu sichern. Vor kurzem maulte Generalbundesanwalt Kay Nehm, daß Tadic, der seit zwei Jahren in den Niederlanden hinter Gittern sitzt, in Deutschland schon längst abgeurteilt worden wäre. Auch das Personal des Tribunals ist im übrigen von den USA dominiert: Washington hat der chronisch finanzschwachen UN über 100 Ermittler und Fahnder kostenlos zur Verfügung gestellt.

Bislang sind in Den Haag 57 Anklagen erhoben worden, darunter 43 gegen bosnische Serben, acht gegen Kroaten, drei gegen Offiziere der jugoslawischen Armee und drei gegen bosnische Moslems. Diese Proportionierung entspricht den geostrategischen Interessen der USA: Der große Knüppel gegen die Serben, der kleine gegen die Kroaten, Streicheleinheiten für die Moslems. Bei der Rüstungszusammenarbeit haben die USA dieselbe Vorliebe gezeigt: In Kooperation mit dem Iran durchbrach Clinton seit 1994 das UN-Waffenembargo einseitig zugunsten der bosnischen Muslime – daß Kroatien von diesen Lieferungen ein Drittel abzweigte und für die Krajina-Invasion verwendete, war den Geschäftspartnern gar nicht recht und wurde nur toleriert, solange es gegen die Serben ging. Nach deren militärischer Niederwerfung zerfiel das moslemisch-kroatische Bündnis wieder und mit ihm sein deutsch-amerikanisches Patronat. Die US-Regierung versuchte in Dayton, die erdrückende ökonomische Hegemonie der BRD auf dem Balkan – zwischen Ljubljana, Belgrad und Sarajevo gilt nur eine Währung: die Mark – durch die Schaffung einer US-abhängigen Bosnien-Föderation auszugleichen.

Dieser Versuch scheiterte in Mostar, wo der Ustascha-Mob mit Rückendeckung aus Zagreb jeden Ausgleich zwischen Moslems und Kroaten torpedierte. Nach seiner Demission erzählte Mostars UN-Statthalter Hans Koschnick, die Bundesregierung habe ihn »wegen eigener militärischer Interessen auf dem Balkan fallengelassen«, sie wolle Tudjman »um jeden Preis an der Macht halten«, es fänden »Absprachen zwischen der Bundeswehr und der kroatischen Armee statt«. Koschnick ließ offen, »ob es sich hierbei um eine Arbeitsteilung innerhalb der WEU oder einen Alleingang Deutschlands handelt«.

Für die angeschlagene Supermacht USA, die die Nato zusammenhalten und darüber ihre militärische Dominanz in Europa sichern will, sind WEU-Sperenzchen ebenso gefährlich wie Bonner Extratouren. Als probates Gegenmittel dienen 20.000 GIs auf dem Balkan und, wenn das innenpolitisch nicht mehr vertretbar ist, eine von den USA abhängige Moslem-Armee sowie, demnächst, Anklagen gegen die politisch-militärische Führungsschicht der Kroaten in Den Haag.

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 4/96 über die Aussiedler-Debatte

Konkret 05/96, S. 16

Zu Protokoll

Handke und die Arschlöcher: Am 18. März 96 hat Peter Handke im Wiener Akademietheater seinen Reisebericht »Gerechtigkeit für Serbien« (s. KONKRET 3/96) vorgetragen. An der anschließenden Diskussion beteiligten sich der Schriftsteller Peter Turrini, der Journalist Peter Huemer und das Publikum. KONKRET dokumentiert Auszüge aus einer Aufzeichnung dieser Veranstaltung, die das österreichische Fernsehen (ORF2) ausgestrahlt hat.

Peter Turrini: Ich bin ein Verteidiger dieses Textes. Ich habe mich, als ich ihn zum ersten Mal las, gefreut, daß es ihn gibt. Und ich habe ihn auch, obwohl es vielleicht im Zusammenhang mit einem poetischen Text merkwürdig wirkt, das zu sagen, für ein vernünftiges Angebot gehalten. Ein Angebot an uns alle, das Bild über ein Land, das nicht ewig ein Kriegsland bleiben kann, zu verändern. Ich denke mir, daß diese Schreckensbilder – die wahren, die unwahren und die halbwahren – über Serbien verändert werden müssen, weil es eine Zeit des Friedens geben muß. Und wenn man Menschen immer in Bildern behält, dann kann es keinen Frieden geben.

Ich habe diesen Text, um Peter Handke zu zitieren, als Friedenstext empfunden, und ich habe ihn naiverweise auch als ein vernünftiges Angebot an jene empfunden, die er so sehr kritisiert, nämlich an die Journalisten und Kriegsberichterstatter. Gerade weil dieser Text seine Methode, die Methode seines Entstehens, ununterbrochen offenbart; weil der Peter Handke dort, wo er Dinge nicht genau weiß, Fragen stellt, und dort, wo er Dinge sieht, sie beschreibt; weil man also immer nachvollziehen kann, wie diese Sätze und Worte entstanden sind, habe ich gedacht, das könnte auch eine Einladung an die Journalisten sein, ihre eigene Methode zu überdenken. Sie wissen, daß diese Angebote nicht, oder kaum, oder nur von ganz wenigen angenommen worden sind. Sie wissen, daß Serbien in der Öffentlichkeit, vor allem in der politischen und medialen jenes Feindesland bleiben mußte, an das man sich über Jahre gewöhnt hatte, und daß Peter Handkes Text befeindet wurde.

Ich sitze hier nicht, um von guten Dichtern und bösen Journalisten zu reden. Ich sitze hier, weil diese beiden Methoden, Welt wiederzugeben, eine Chance gehabt hätten, durch diesen Text ihr Vergleichbares und ihr Unvergleichbares zu entdecken. Daß diese Chance in solchem Ausmaße nicht wahrgenommen wurde, daß die öffentlichen Auseinandersetzungen in Abwertung eines Schriftstellers und in Unterstellungen endeten, daß also fast nichts von diesem vernünftigen Angebot angenommen wurde, das ist eines der für mich traurigsten und erschreckendsten Ergebnisse dessen, was in den letzten Wochen passiert ist.

Peter Huemer: Für einen Friedenstext hat dieser ausreichend viel Streit ausgelöst. Ich meine aber nicht, daß er ohne Wirkung geblieben ist. Ich glaube im Gegenteil, daß die Diskussion positiv ist, weil dieser Text offensichtlich eine Menge von Fragen aufwirft, die sich viele Menschen gestellt haben, und weil er auch genau zu dem Zeitpunkt veröffentlicht worden ist, wo sich diese Fragen in der Form gestellt haben. Etwa zur Bildberichterstattung in diesem Krieg, der wirklich eine sehr große Bedeutung zugekommen ist. Der Vorwurf hat gelautet, hier seien Bilder gestellt worden, und ich vermute, daß das richtig ist. Nun, sagt das etwas über den Wert, über die Aussagekraft, über die Wahrheit, die Seriosität dieser Bilder aus? Sie kennen wahrscheinlich dieses Bild mit den Kindern im Konzentrationslager, das unmittelbar nach der Befreiung aufgenommen worden ist. Sie haben alle den linken Ärmel aufgekrempelt und zeigen die eintätowierte Nummer. Das Foto ist durch den Maschendraht aufgenommen, und das ist selbstverständlich eine gestellte Aufnahme, bei der der Fotograf den Kindern genaue Anweisungen gegeben hat. Ist dieses Bild deswegen weniger wahr? Es ist ein wahres Bild. Das heißt, es handelt sich hier um eine legitime Methode. Und so wie Journalisten selbstverständlich ihren Text aus Fakten zusammensetzen, die sie nehmen oder die sie nicht nehmen, so hat auch der Fotograf – in engen Grenzen – das Recht, wenn er eine Einsicht gewonnen hat, diese Erkenntnis adäquat darzustellen und auch zu arrangieren.

Peter Handke: Die Methode ist nicht erlaubt. Woher wissen Sie, daß das erlaubt ist? Das hieße doch, die Parallele zu ziehen zwischen den Konzentrationslagern und Sarajevo. Ich sehe nicht, wie das erlaubt sein kann, Bilder heute so ähnlich zu manipulieren wie die Alliierten das damals gemacht haben mit den Konzentrationslagern. Es ist ganz was anderes: In dem jugoslawischen Krieg ist die Wahrheit überhaupt ganz und gar fern davon, festgestellt worden zu sein, während damals klar war, wie die – entschuldigen Sie das Wort – »Sachlage« stand. In dem Krieg in Jugoslawien ist so eine Manipulation mit Fotos überhaupt nicht statthaft.

Huemer: Sie würden also nicht sagen, daß die einzig legitime Methode zu fotografieren im Pressewesen der Schnappschuß ist, der gelingt oder nicht gelingt ...

Handke: »Schnappschuß« ...

Huemer: Ja, also die Momentaufnahme, die aussagekräftig sein kann. Aber ich möchte auf einen Punkt noch kommen wollen, weil Du die Fernfuchtler angesprochen hast. Das scheint mir der zentrale Punkt dieses Textes zu sein. Nämlich die Frage, Luftangriffe, bombardieren aus der Luft, ja oder nein. Die Sachlage war doch die: Zunächst sind im Laufe des Jahres 92 die ersten Berichte gekommen über Vergewaltigungen und Massaker. Und dann hat sich allmählich der Verdacht

erhoben, daß hinter diesen Greueln ein System liegt. Und dann hat es Journalisten gegeben, Fernfuchtler, die gesagt haben, hier solle bombardiert werden, um diesem Grauen ein Ende zu machen. Dazu haben die Militärs gesagt, das geht nicht, weil dazu bräuchte man dann Bodentruppen von bis zu 100.000 Mann. Diese Bodentruppen gibt es nicht, weil sie niemand zur Verfügung stellt. Journalisten haben darauf beharrt, kriegsgeile Kiebitze, wie sie im »Profil« genannt worden sind. Und so blieb die Situation bis 1995. Und im September haben die Luftangriffe der Nato eingesetzt, und es gab kein Blutbad, es wurden binnen drei Wochen die militärischen Strukturen der bosnischen Serben zerstört, ihre Kommunikationswege. Und wenige Wochen später, im Oktober, hat es einen Waffenstillstand gegeben, den ersten, der gehalten hat. Und im November saßen die Präsidenten bereits in Dayton und haben verhandelt. Und da habe ich mich jetzt gefragt, wenn man bereits im Jahr 93 den Plan von Vance und Owen mit diesen Bombardements unterstrichen ...

Handke: Ich bin nicht da, um am Stammtisch zu politisieren. Ich habe meinen Text vorgelesen. Ich bin nicht einer dieser scheußlichen Polit-Militär-Experten hier. Ich habe meine Geschichte geschrieben, und damit hat es sich. Warum wollen Sie den Text, den Sie gerade gehört haben, überschatten, vernichten durch ein Stammtischgerede? Sie glorifizieren die Fernfuchtler, die die Bomben gegen die Serben eingesetzt haben. Sie wollen sagen, das sind die Friedensstifter, die Fernfuchtler, die Nato.

Huemer: Nein ...

Handke: Für mich ist das eine ewige Schandtat der Nato, was die gemacht hat gegen die bosnischen Serben. Das können Sie von mir so hören. Jenseits meines Textes.

Huemer: Nach den Bombardements hat der Krieg aufgehört und haben die Massaker aufgehört. Das mögen Sie komisch finden, aber es war so.

Handke: Man darf das doch nicht als ein Manna vom Himmel beschreiben, diese Bomben der Nato! ...

Das war jetzt die 4. Lesung innerhalb von 4, 5 Wochen. Und es war jedes Mal so, daß die Leute im großen und ganzen diesem Text zugehört haben, der immer noch überhaupt nicht gelesen wird. Das verstehe ich auch, daß er nicht gelesen wird. Da ist ein Hemmnis, einen Text zu lesen, der den Untertitel trägt »Gerechtigkeit für Serbien«, nach fünf Jahren Empörung und Entsetzensbildern gegen Serbien. Ich denke oft, wäre ich 18 Jahre und hätte fünf Jahre Fernsehen erlebt und Zeitungen im Grenzland, vor allem von Kärnten, wo ich herkomme, gelesen und würde von einem älteren Herrn, Schriftsteller, hören, der so einen Text ... ich würde denken, das ist einfach ein Idiot, das ist ein Arschloch, das ist ein Verrückter, ein Wahnsinniger. Ich als 18- bis 20jähriger, der dort in Kärnten lebt und der das liest, was ich geschrieben habe. Oder nicht liest, nein, sondern, wie das üblich ist, nur vom Hörensagen kennt. Oder über viele Umwege so ein paar seltsame Signale wahrgenommen hat: Gerechtigkeit für Serbien, der geht nicht in den Krieg, sondern bleibt im Sicheren, am Grenzfluß, setzt sich nicht der Gefahr aus, beschreibt das Benzin und beschreibt den Markt, das Essen und Trinken und so weiter – würde ich nur das hören, würde ich denken, das ist einfach ein gefährlicher Irrer.

Es ist wunderbar. Heute früh noch habe ich von einem angeblichen Übersetzer von mir ins Slowenische, der inzwischen in den diplomatischen Dienst dieses wunderbaren neuen Staates Slowenien getreten ist, einen gewaltig herrlichen Artikel gegen mich im »Spiegel« und dann noch ausführlicher in der herrlichen österreichischen Tageszeitung »Die Presse« gelesen, wo er sagt, ich sei auf der falschen Seite. Ich sei mit dem, was ich geschrieben habe, auf der falschen Seite der Geschehnisse gewesen. Ich sei nicht im Krieg gewesen. Das heißt, wenn man über dieses Problem schreibt, das uns allen am Herzen würgt – ich brauche da nicht extra rhetorisch zu werden wie all dieses Gesindel, das sein Geld verdient mit dem rhetorischen Empörungsgetue zu diesem und jenem Opfer ... Es ist also klar, wo man hin muß, um über diesen Schmerz zu schreiben. Die falsche Seite ist, auf der Seite zu sein, wo nicht Krieg ist, die richtige Seite ist, dorthin zu gehen, wo der Krieg ist. Was geschieht in so einem Kopf von so einem armen ehemaligen Übersetzer, der dann diplomatische Texte für den Staat Slowenien herauswürgen muß aus sich? Was geschieht da? Die falsche Seite ist die Seite, wo kein Krieg ist. Solche Leute – da gibt es ja Tausende und Tausende Nichtsnutze wie diesen Menschen – , warum tun die nicht weiter ihre schöne friedliche Arbeit fortsetzen, wie das Übersetzen meiner Sachen? Warum geht dieser Knilch in den diplomatischen Dienst für den Staat Slowenien? Er sollte zurückgehen und übersetzen. Das ist Friedensdienst, nicht Hetzschriften verfassen, eingekauft von dieser jammervollen österreichischen »Presse« und von dem noch kümmerlicheren »Spiegel«. Oder er soll zumindest das Geld, das er verdient mit seinem Scheißdreck, stiften für die Flüchtlinge nach Bosnien.

Heute habe ich im Flugzeug den »Spiegel« gelesen. Da fängt ein Bericht über die Vertreibung oder den Auszug – man sagt ja inzwischen, die serbische Obrigkeit hat die alle gezwungen – der Serben aus den Vororten von Sarajevo. Und da steht drin, die verlassen ihre Vororte voll Haß. Woher wissen die das – wie kann ein Schreiber über Leute, die ihre Heimat verlieren für immer, behaupten, die verlassen ihre Heimat voll Haß? Da denke ich ...

Huemer: Wenn man ein ganzes Stadtviertel anzündet, dann scheint so etwas wie Haß im Spiel zu sein.

Handke: Sie haben mir nicht zugehört. Den Leuten, die aus den Vororten von Sarajevo wegziehen, von denen man noch und noch Fotos sieht, diesen Serben bin ich ewig dankbar, daß da keiner in diese scheiß-westeuropäische Kamera schaut. Die schauen da nicht hin, die gehen weg. Die tragen ihre Habe weg, die zünden ihre Häuser an. Und Emir Kusturica hat

gesagt: Indem sie ihre Häuser anzünden, küssen sie die Wände ihre Häuser. Die gehen weg. Und das ist was anderes als dieser widerliche, faschistische, kriegsgewinnlerische »Spiegel«. Das sind die schlimmsten Blätter. Victor Klemperer hat in der Zeit zwischen 1933 und 1945 die Sprache des Dritten Reiches gesammelt. Und was heute der Fall, ist die Sprache des Vierten Reiches. Das sind die internationalen Medien. Es wäre eine Aufgabe zu dem Krieg in Jugoslawien, die Sprache und die Bildsprache und die Kameraeinstellungen des Vierten Reiches zu sammeln. Ich mache da mit, wenn jemand mich einspannt.

Huemer: Sie werden sich nicht wundern, wenn ich das Anzünden von Stadtvierteln nicht auf seinen poetischen ...

Handke: Die zünden ihre eigenen Häuser an!

Huemer: Naja, es sind ganze Viertel. Wenn also dieses Anzünden von Häusern auf seinen poetischen Kern reduziert werden soll ...

Handke: Wieso sprechen Sie vom poetischen Kern? Das Wort »poetisch« heißt wohl schon, das ist idiotisch und paranoisch und ...

Huemer: Nein, heißt es überhaupt nicht ...

Handke: Ich lasse mir das Wort »poetisch« nicht in Ihrer Version bieten. Poetisch ist wahrhaftig, ist klar, heißt öffnen.

Huemer: Das Anzünden von Häusern hat einfach noch andere Aspekte als Poesie, das meinte ich.

Handke: Ich habe nicht von den Banden gesprochen. Das streite ich keinen Moment ab, daß es serbische Banden dort gibt. Warum soll ich darüber reden? Das steht eh in den Zeitungen. Ich spreche von den Bewohnern, von den Besitzern der Häuser, die ihre eigenen Häuser anzünden und im Weggehen von ihren Häusern, von ihrer Heimat, ihre Mauern küssen. Und das finde ich nicht verächtlich.

Publikum (Mann I): Warum sind Sie eigentlich nie nach Bosnien gefahren und warum? Jetzt müssen Sie sich dem Vorwurf aussetzen, auch ein Fernfuchtler zu sein.

Handke: Ich bin einer, der nicht nach Bosnien fuhr. Der einzige. Akzeptieren Sie das. Ich fuhr nicht nach Bosnien, das war nicht meine Idee, ich hatte keine Lust. Ich habe Ihnen doch vorhin gesagt zu den Herren, die alles besser wissen und meinen, die richtige Seite ist die Seite des Krieges – in Bosnien ist der Krieg, also ist das die richtige Seite – : Ich wollte auf die falsche Seite. Stellen Sie sich das vor! Akzeptieren Sie das. Ihre Frage werde ich Ihnen nicht beantworten können. Das ist ein Rätsel. Warum wollte er nicht nach Bosnien?

Mann I: Max Frisch fuhr zur Zeit Nazideutschlands durch Deutschland und hat geschrieben, daß die Nazis eigentlich doch ganz nette ...

Handke: Das haben Sie von Ihrem blöden »Spiegel« ...

Mann I: ... glauben Sie nicht, daß er betroffener gewesen wäre, wenn er ins Ghetto von Warschau gefahren wäre? Vielleicht sind die Journalisten, die in den Lagern waren, die in Sarajevo gesessen haben, vielleicht sind die etwas betroffener als Sie ...

Handke: »Betroffenheit«! Das kann ich schon überhaupt nicht hören. Gehen Sie nach Hause mit Ihrer Betroffenheit, stecken Sie sich die in den Arsch! Die Parallele von Max Frisch im Dritten Reich und mir in Serbien, das ist wirklich eine der liebsten und erfreulichsten Erfindungen des Vierten Reiches. Max Frisch in Deutschland und ich in Serbien? Sie finden die Parallele möglich? Ist Ihnen Ernst damit? Wollen Sie ernsthaft darüber reden?

Mann I: Aber warum loben Sie einerseits die Feldforscher und verurteilen die Fernfuchtler ...

Handke: Ich habe überhaupt keine Lust, mit so scheinheiligen Gestalten zu reden. Eine kultivierte Stimme haben Sie immerhin. Arschloch.

Mann I: Ich war zumindest im Gegensatz zu Ihnen zwanzig Mal in Sarajevo.

Handke: Bravo! Fahren Sie noch einmal hin! Ich kenne einen, der war 23 mal da. Und meine Mama war 16 mal da.

Mann I: Finden Sie nicht, daß das, was Sie hier machen, sehr zynisch ist, weil in Bosnien gibt es 300.000 Tote. Auch 42 tote Journalisten.

Handke: Sie sprechen, als ob Sie der Besitzer der 300.000 Toten wären, als ob Sie der Besitzer des Leides wären. Ihr scheinheiligen Gestalten tut so, als gehört euch das Leid. Das ist das Schlimmste. Habt Ihr es im Grundbuch eingetragen, das Leid, oder wie? Jammergestalten! Die Gestalten, die hier herumsitzen, kommen mit 300.000 Toten. Und das Leid. Ich gebe Ihnen eine Bescheinigung über das Leid, das Sie nicht haben. Ich schreibe über was anderes. Das Leid geht über einen Umweg und nicht über die Deklamation. Nicht über die Puppenhaftigkeit von solchen Gestalten. Gehen Sie in die Feldkapelle, und tun Sie da eine Blume hin für Ihren linken Zeh oder irgendwas. Ich rede nicht mit Ihnen, hauen Sie ab.

Publikum (Mann II): Ich habe zwei Fragen zu dem Text, den Sie vorgelesen haben.

Handke: Zwei oder zweieinhalb?

Mann II: Zwei nur. Ich habe nicht ganz verstanden, welche Folgerung Sie aus der Kritik an der Presseberichterstattung ziehen. Selbst wenn Sie in vielen Punkten Recht haben ...

Handke: Ich habe keine Lust, Recht zu haben! Haben Sie das nicht bemerkt an meinem Text?

Mann II: Man wird doch wohl als Leser oder als Zuhörer Fragen zu diesem Text stellen dürfen, und das will ich machen. Ich frage jetzt, welche Rolle ...

Handke: Stellen Sie sich doch selber die Fragen! Macht das unter euch aus. Geht doch nach Hause, geht in die Gasthäuser und fragt, diskutiert euch das selber. Ich habe überhaupt keine Lust.

Mann II: Herr Handke, Entschuldigung, ich glaube, so geht das nicht – ich meine, Sie sind ja im öffentlichen Raum.

Handke: So geht das!

Konkret 05/96, S. 19

Benedikt Pauka

Onkel Staatsmann

Raum für den Islam, Raum für den Nationalismus: Der Vorsitzende der PKK sucht einen Staat für sein Volk

Der Mann ist ein guter Gastgeber. Er serviert Tee und ist ausgesucht zuvorkommend. Gespräche kann man mit ihm in ruhiger und freundlicher Atmosphäre führen, Zeit nimmt sich der Vielbeschäftigte. Zumindest in dieser Frage sind sich seine Gäste – in letzter Zeit vor allem deutsche Journalisten, Politiker und Geheimdienstler – einig. Ansonsten gehen die Beschreibungen auseinander: Mal sieht der Mann, dessen Schnauzbart »erste silberne Fäden« zieren (»Süddeutsche Zeitung«), aus wie der »Hausmeister« (»Die Zeit«). Mal wie »eine gut getroffene Inkarnation des Bösen« (»Die Woche«). So muß der »Marxist und Leninist« (»Focus«) zuweilen auch aussehen, denn der 47jährige ist Chef einer »hundsgemeinen Terrororganisation« (Manfred Kanther, CDU).

Der Teekellner deutscher In-, Halb- und offizieller Offizieller heißt Abdullah Öcalan und ist Vorsitzender der Arbeiterpartei Kurdistans (PKK). In dieser Funktion halten ihn die einen für einen Terroristen, die anderen für einen Freiheitskämpfer, und Öcalan muß deshalb nur eines sein: Ein ganz normaler Politiker. Er besorgt sein Geschäft, die Realpolitik, gut: Seine Clique will er an die Macht bringen und igendwelche darüber hinaus gehende politische Ziele darf Öcalan nicht haben. Und er hat sie auch nicht.

Der PKK-Mann ist vor allem ein PR-Mann – in eigener Sache. Seine Partei gründete Öcalan 1978, nach Aufenthalten in diversen linksextremen türkischen Organisationen. Er mochte sich inhaltlich nicht festlegen: Zeitweilig sympathisierte er mit den Kommunisten, zeitweilig gar mit dem türkischem Nationalismus, den er heute bekämpft. Lediglich in seiner Gründerzeit konnte Öcalans Verein mit einer revolutionären Organisation verwechselt werden.

Der PKK gab er, inspiriert vom florierenden »antiimperialistischen Befreiungsnationalismus«, ein linkes Programm und trat vehement für die Abschaffung der »reaktionären Stammesorganisation und der Feudalstrukturen« in der kurdischen Gesellschaft ein. Anders konnte er sein Volk nicht zum Kampf motivieren: »Das schiere Sklavendasein und die Rückständigkeit der Kurden haben mich stets angewidert. Damit der Kurde geliebt wird, muß er aufstehen und kämpfen«, meinte der Stratege damals.

Heute laviert Öcalan zwischen allen möglichen Positionen, es stört ihn wenig, wenn sie sich widersprechen: »So wie es das Volk braucht, gibt es Raum für den Islam; wenn es den Sozialismus braucht, so werden wir ihn geben, wenn es Nationalismus braucht, so sind wir Nationalisten.« Und: »Das Volk ist die PKK«, so ist es in jeder Reklamebroschüre der Arbeiterpartei Kurdistans nachzulesen. Dem Volk wird gegeben, was der PKK nützt. Ist bei den kämpfenden Völkchen der Erde der Sozialismus angesagt, wird antikapitalistisch agitiert. Ist der Islamismus im Aufwind, wird die Diktion antisemitisch: »Es ist bekannt, daß die Freimaurer, Juden und der Zionismus weltweit sehr konspirativ arbeiten, denn sie beuten die Welt aus, sie spielen mit der Welt.« (Öcalan im »Kurdistan-Report«, 10-11/1994)

Indessen ist Öcalan nichts von dem, was er zu sein vorgibt: Er ist weder Islamist, Sozialist, Nationalist noch Revolutionär. Öcalan ist ein moderner Staatsmann ohne Staat. Und die Agitation stellt auf die Region ab, in der die PKK herrschen möchte: Anatolien liegt nicht ganz in Europa und nicht ganz im Nahen Osten. Und so ist Öcalan, der Diplomat, sowohl anti-westlich als auch pro-westlich. Einen Tag beklagt er den »beispiellosen Sittenverfall« Europas und Amerikas und fordert den »echten Islam«, am nächsten Tag will er ein »föderatives System, etwa nach deutschem Vorbild« errichten.

Anerkannt ist Öcalan als Staatsmann bislang nur von Syriens Präsidentem Hafis Al-Assad, der Öcalans 15.000 Kämpfer als Druckmittel gegen die Türkei im alten Streit um das Wasser des Euphrat braucht. Nun will Öcalan mit aller Macht Deutschland, den wichtigsten Bündnispartner Ankaras, für sich gewinnen. Den deutschen Behörden bietet sich »Apo« (Onkel), wie seine Anhänger ihn nennen, als verläßlicher Partner im Kampf gegen die Drogenkriminalität an (»In diesem Punkt können sie mir vertrauen«) und bedauert es, wenn die bundesrepublikanische »Rechtsordnung wegen unserer Aktionen Probleme gehabt hat«. Ernsthaft glaubt Öcalan nicht, daß kontrollierte Ausschreitungen von PKK-Anhängern und Drohungen mit Selbstmordattentätern die Bundesrepublik an den Verhandlungstisch zwingen: »Wir sind nicht so unwissend, einen solchen sinnlosen Krieg gegen Deutschland zu führen«, ließ er die BBC wissen.

Das PKK-Verbot von 1993 behindert Öcalan in der Praxis nicht, im Gegenteil. Die Kasse ist gut gefüllt und die kriminalisierten Kurden solidarisieren sich immer mehr mit seiner Partei. Forderte Öcalan früher noch einen kurdischen Staat, der die gesamte Kurdenregion umfaßt, würde ihm heute, nachdem er sich mit dem Führer der irakischen Kurden, Barzani, überworfen hat, eine Position als Regionalfürst im Südosten eines türkischen Bundesstaates ausreichen.

Seine PKK hat Öcalan zu einer modernen, in der Struktur an westlichen Maßstäben orientierten Organisation ausgebaut, während in der Türkei der Islamismus immer mehr Einfluß gewinnt. Warum also nutzt der Westen, vor allem das mit aller Gewalt umworbene Deutschland, die Chancen nicht, mit Öcalan weiteren Einfluß in der Region zu gewinnen? Nun,

Deutschland tut, was es kann. Die Verhandlungen mit der PKK laufen seit einem Jahr, halboffiziell.

Benedikt Pauka schrieb in KONKRET4/96 über Simon Wiesenthal

Konkret 05/96, S. 20

Justus Wertmüller

Das grüne Band der Sympathie

Nationale Identitätssucht und völkische Aggressivität, Antisemitismus und Verfolgungswahn: Die deutsche Liebe zum Islam hat eine Solidargemeinschaft ganz eigener Art hervorgebracht

Zu den argumentativen Tricks deutscher Freunde des Islam gehört es seit jeher, ein einseitiges Araberbild in der deutschen Öffentlichkeit zu beklagen sowie auf rassistische und eurozentrische Vorurteile hinzuweisen, die stets zu Gunsten des prowestlichen Israels gingen. Die Warnung vor antiislamischer Gesinnung findet jedoch in der Wirklichkeit kaum einen Anlaß, sondern ist in erster Linie Ausdruck eines Ressentiments.

Deutsche und muslimische Ideologen haben gemeinsam, daß sie die eigenen Völker für fremdbestimmt und finsteren Mächten ausgesetzt erklären, ihre gegenseitige Solidarität ist eine von Sich-Verfolgt-Wähnenden. Als Deutschland im März 96 auf Drängen der USA einen internationalen Steckbrief gegen einen iranischen Minister erließ, der für Terroranschläge verantwortlich ist, beschimpfte die iranische Regierung nicht etwa die deutschen Strafverfolgungsbehörden, sondern »zionistische Kräfte«, die die Deutschen dazu veranlaßt hätten. Wenn islamistische Killerkommandos Israelis ermorden, werden die Angegriffenen von deutschen Politikern und Kommentatoren zu Sanftmut und Friedenswillen ermahnt – daß die Motive der Mörder dem politisierten Islam entstammen, bleibt in der Regel unerwähnt. Noch das beste in deutscher Sprache erhältliche Buch über den politisierten Islam (Meier: *Der politische Auftrag des Islam*) bringt es fertig, Auszüge aus der Gründungscharta der Hamas abzudrucken, ohne deren berüchtigten Artikel 7 zu zitieren. Diesem zufolge »wird der Tag des Gerichts kommen, und die Moslems werden die Juden bekämpfen und sie töten. Dann werden die Juden versuchen, sich hinter den Felsen und Bäumen zu verbergen, aber die Felsen und Bäume werden ausrufen: ›O Moslem, hinter mir verbirgt sich ein Jude, komm und töte ihn‹.« Schließlich bemüht sich Meier ja um interkulturelle Toleranz, soll heißen: Er engagiert sich für ein islamisches Identitätsprojekt jenseits extremistischer Ausprägungen, und damit steht er für die herrschende Politik hierzulande.

»Eine gewisse Islamisierung des christlichen Abendlandes, das nach dem Tod Gottes den Glauben an sich selbst verloren hat, ... (kann) auch Europa nachhelfen«, meint Claus Leggewie (*Alhambra*, 1993). Der Kulturjournalist Ingo Arendt räsoniert in der »Taz« vom 8.9.95: »Zwar ist das erotische Sufi-Märtyrertum, die Freude zu sterben, um eins mit Gott zu sein, auch Vorbild für die Todesbereitschaft fundamentalistischer Mordbanden. Wie wichtig aber eine ernsthafte Erörterung dieser Fragen wäre, zeigt auch unsere anschwellende sozialwissenschaftliche Diskussion um eine neue Aktualität der Askese.« Die Vorstellungen der Sufis »von der Unmittelbarkeit von Welt und Natur« seien heute wieder attraktiv, weil sie »Indiz für die Verlustseiten des Prozesses unserer Zivilisation« seien. Und der Bundespräsident fragt in seiner Rede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Annemarie Schimmel unschuldig: »Ist es nicht denkbar, daß wir uns mit dem Islam so schwertun, weil er auf tiefer Volksfrömmigkeit beruht, während wir selbst in einer weitgehend säkularisierten Welt leben?«

Unbehagen an westlicher Rationalität, eine vermeintliche Sinnkrise und die Sehnsucht nach Identität tauchen in allen der zahlreichen proislamischen Verlautbarungen der letzten Jahre auf. Das Verlorengeglaubte scheint in der islamischen Welt aufgehoben zu sein, mit der die Deutschen, so glauben sie, mancherlei gemein haben: »Arabern und Deutschen ist dort, wo sie frei aus sich selbst leben, ein Einheitsdenken eigen, das Weltliches und Religiöses im gesamten Leben miteinander vereinbart, so daß Lebensbejahung und Weltzugewandtheit in einem tief im Religiösen verankerten Dasein eine widerspruchslose, natürliche Sinneinheit bilden. ... Die beiden großen Völker haben viele Eigenschaften und Tugenden gemeinsam. Beide sind durch ihren kriegerischen Mut, ihre Heldenhaftigkeit und männliche Gesinnung bekannt, und beide schätzen die Ehre und verherrlichen das Recht und die Freiheit.«

Diese Erwägungen stammen von Sigrid Hunke (*Kamele auf dem Kaisermantel*, 1978). In der Person dieser Erfolgsautorin manifestiert sich die Kontinuität deutsch-islamischer Freundschaft: 1942 promovierte sie bei dem SS-Rassepsychologen C.F. Clauß, seit mehr als dreißig Jahren schreibt sie über islamische Kulturleistungen, nebenher ist sie Mitglied in der neofaschistischen Religionsgemeinschaft »Deutsche Unitarier« und Ehrenmitglied im »Obersten Rat für islamische Angelegenheiten«. Noch 1993 empfahl Rudolf Bahro während einer Vorlesungsreihe an der Berliner Humboldt-Universität ihre Bücher wärmstens.

Völkischer Nationalismus vs. westliche Rationalität

Die tiefe Freundschaft zwischen den Deutschen und westasiatischen Völkerschaften setzte nach dem Ersten Weltkrieg ein. Aktivitäten wie das Bagdad-Bahn-Projekt und der Kaiserbesuch in Palästina 1898 hatten im Ersten Weltkrieg zwar zu einer Koalition mit dem osmanischen Reich geführt, die Mehrheit der vorderasiatischen Völker war aber auf Seiten der Alliierten, die ihnen nationale Souveränität versprochen hatten, in den Krieg gegen die Hohe Pforte eingetreten. Als 1919/20 klar wurde, daß England und Frankreich keineswegs bereit waren, ihre westasiatischen Mandatsgebiete in die

Unabhängigkeit zu entlassen, wandte sich die islamische Welt praktisch und ideologisch von den Kolonialmächten ab. Seither orientier(t)en sich islamische, besonders arabische Nationalisten am Kriegsverlierer Deutschland, in dessen Schicksal sie das eigene wiederzuerkennen glaub(t)en.

Die Gründungsfigur des modernen arabischen Nationalismus, Sati al-Husri (1882-1968), ist als der »arabische Fichte« in die Ideologiegeschichte eingegangen. Mit ihm setzte die nationale Identitätssuche im Zeichen einer aus Deutschland importierten völkischen Substanzideologie ein – in ausdrücklicher Abkehr vom politisch-rationalistischen Begriff der Nation, wie ihn die englische und französische Aufklärung entwickelt hatte. Nationen sind dieser Lehre zufolge biologisch und kulturalistisch vorgeprägte Kollektive, deren Auftrag darin liege, einen ihnen gemäßen »Volksstaat« zu gründen. Der al-Husri Schüler Michel Aflaq (1912-1989), Gründer und Chefideologe der Baath-Bewegung, wußte seinen Lehrer politisch zu aktualisieren, nicht zuletzt durch die Lektüre von Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts*, ein Buch, das er 1937 studierte und zwar, wie die folgenden Ausführungen zeigen, offensichtlich mit Gewinn. 1943 hielt Aflaq in der Universität Damaskus einen Vortrag, dessen Hauptthesen nicht nur jedem deutschen Nazi-Ideologen aus dem Herzen sprechen müssen, sondern heute von fast allen islamischen Ländern und Bewegungen geteilt werden: »Seit eineinhalb Jahrhunderten sind die Araber mit dem Westen erneut verbunden infolge des Angriffs Napoleons auf Ägypten. Dieser gewiefte Mensch hat jene Verbindung in Gang gesetzt, indem er Flugblätter anbringen ließ, auf denen die Verse des Koran an der Seite der Erklärung der Menschenrechte niedergeschrieben waren. Seit jenem Augenblick haben die Araber nicht davon abgelassen, ... ihr neues Erwachen in eine verzerrte Richtung zu lenken« (Aflaq: *Ewige Botschaft der arabischen Nation*, zit. n. Meier).

Bei derart gravierenden Verzerrungen – ausgelöst vom gleichen welschen Teufel, der schon Fichte und Arndt zur Begründung des deutschen Nationalismus anstachelte – droht Identitätsverlust, »das heißt, daß die europäische Kultur ihre eigene (die der Araber, J.W.) überflüssig werden läßt«. Um dem abzuhelfen, empfiehlt Aflaq einen religiös-kulturalistisch angereicherten arabischen Nationalismus. Seine Trumpfkarte ist der Islam, der nie eine der westlichen Religionskritik vergleichbare Beschädigung erfahren hat und damit geeignet ist, jene Leerstelle zu füllen, die der Identitätswahn völkischer Nationalismen immer offen läßt. Der Islam sei für die Araber »stärkster Ausdruck der Einheit ihrer Identität, in der das Wort und das Empfinden mit dem Denken, die Anschauung mit dem Handeln, die Seele mit dem Schicksal in Einklang stehen«. Das Mißtrauen gegen eine kritische Vernunft, mit der Nationalstaaterei zwar teilweise begründet, noch leichter jedoch grundsätzlich in Frage gestellt werden kann, führt Aflaq zur spirituellen Verbindung von Geist, Volk und Auftrag. Zu jener Traditionslinie also, die von Fichte zu Rosenberg und weiter über die oben zitierte Hunke zu Bahro und dem Bundespräsidenten Herzog führt. »Es reicht nicht aus, daß die Theorien und Reformen in sich logisch aufgebaut sind, sondern sie müssen sich organisch aus einem allgemeinsten Geist entfalten, der ihre Quelle und ihr Ursprung ist.« Das Prinzip des Ursprungs »ist vor allem anderen spiritueller Natur: es ist der Glaube der Nation an ihre Botschaft, und der Glaube ihrer Söhne an sie.«

Freundschaft im Zeichen des Antiimperialismus

1981 zeichneten deutsche Gelehrte im Auftrag der offiziösen »Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik« das arabische Deutschland-Bild und das deutsche Geschichtsverständnis in einem Zug: »Araber und Deutsche waren die Hauptverlierer der Nachkriegsregelungen nach dem Ersten Weltkrieg; und nun nach dem Zweiten befand sich Deutschland in arabischen Augen in einer ganz ähnlichen Lage wie die Araber: seiner nationalen Einheit beraubt, in mehrere Teile zerrissen, von fremden Mächten militärisch besetzt, politisch bevormundet und wirtschaftlich durch Demontagen und Reparationen ausgeplündert.« Zwar wird keineswegs bestritten, daß »sich junge Nationalisten in verschiedenen arabischen Ländern vom Aufstieg des Faschismus in Europa haben beeindrucken lassen«, bedeutsamer aber ist der Hinweis, »daß Deutschland – selbst nie als Kolonialmacht in der Region aufgetreten – zum Befreier von britischer und französischer Herrschaft hätte werden können« (Büttner/Hünseler: »Die politischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den arabischen Staaten«, in: Kaiser/Steinbach: *Deutsch-Arabische Beziehungen*, 1981).

Woher diese Ideologen des Schmidt/Genscher-Außenministeriums ihren Antiimperialismus bezogen haben, belegt folgender Ausschnitt aus einem Kulturprogramm der Interradio AG, verbreitet in arabischer Sprache über die Sender Athen, Tunis und Rom am 12. Dezember 1940: »Die beiden großen Völker haben viele Eigenschaften und Tugenden gemeinsam. Beide sind durch ihren kriegerischen Mut, ihre Heldenhaftigkeit und männliche Gesinnung bekannt, und beide schätzen die Ehre und verherrlichen das Recht und die Freiheit. Außerdem sind beide Völker noch durch andere Bande verbunden. Die Leiden und Ungerechtigkeiten, unter denen sie nach dem Ausgang des Weltkriegs zu leiden hatten, mußten sie teilen, denn beide großen Völker wurden in ihrer Ehre beleidigt, ihre Rechte wurden ihnen verleugnet und mit Füßen getreten. Beide bluteten aus denselben Wunden, aber beide hatten auch einen gemeinsamen Feind: nämlich die Alliierten, die sie zerspalteten und ihnen keinen Anspruch auf Ehre gönnten« (zit.n. Schwanitz: *Jenseits der Legenden*, 1994).

Wilhelm Döhle, deutscher Generalkonsul in Jerusalem, schrieb in einem Bericht an das Auswärtige Amt vom 22. März 1937, daß die palästinensischen Araber »eine große Sympathie für das neue Deutschland und seinen Führer (zeigten), eine

Sympathie, die um so höher zu werten ist, als sie auf ideeller Grundlage ruht«. Ausschlaggebend dafür sei der Umstand, daß sie »in ihrem Kampf um ihre Existenz einen arabischen Führer ersehnen und weil sie sich im Kampf gegen die Juden in einer Front mit den Deutschen fühlen« (zit.n. Tillmann: *Deutschlands Araberpolitik im Zweiten Weltkrieg*, 1965).

Die gemeinsame Front aus Deutschen und Arabern auf antikolonialistischer, mithin »ideeller« Grundlage ist Wirklichkeit geworden. Seit Mitte der dreißiger Jahre forcierte Deutschland eine Nahost-Politik, die zunächst 1943 mit Rommels Niederlage in Nordafrika endete. Die Deutschen konnten sich bei ihren arabischen Unternehmungen breiter Unterstützung durch die arabische Bevölkerung sicher sein, das gilt vor allem für die Palästinenser und die irakischen Faschisten unter ihrem Führer al-Gailani.

Nach dem gescheiterten Volksaufstand der Palästinenser 1936 gegen die britische Mandatsherrschaft erklärte der damalige deutsche Außenminister von Neurath: »Die Bildung eines Judenstaates oder jüdisch geleiteten Staatsgebildes ... liegt nicht im deutschen Interesse, da ein Palästina-Staat das Weltjudentum nicht absorbiert, sondern zusätzliche völkerrechtliche Machtbasis für internationales Judentum schaffen würde ... Es besteht daher ein deutsches Interesse an Stärkung des Arabertums als Gegengewicht gegen etwaigen solchen Machtzuwachs des Judentums« (»Aus Akten des Auswärtigen Amtes«, »Taz«, 16.2.91). Loyalster Verbündeter aus dem »Arabertum« war der Palästinenserführer und Großmufti von Jerusalem, Amin al-Husseini (1895-1974), der mit seinem gegen die Juden gerichteten Vernichtungswillen eine nationale Tradition im arabischen Raum begründete, die vom palästinensischen Nationalrat, der unter Vorsitz al-Husseinis am 1. Oktober 1948 in Gaza tagte, bis zur Hamas reicht. Während eines Besuchs bei Hitler erklärte Husseini am 30. November 1941: »Die Araber seien die natürlichen Freunde Deutschlands, da sie die gleichen Feinde wie Deutschland, nämlich die Engländer, die Juden und die Kommunisten hätten ... Die Araber erstrebten die Unabhängigkeit und Einheit Palästinas, Syriens und des Irak und die Beseitigung der national-jüdischen Heimat« (ebd.).

Al-Husseini stellte Hitler eine aktive arabische Kriegsbeteiligung in Aussicht, »und zwar nicht nur negativ durch Verübung von Sabotageakten und Anstiftung von Revolutionen, sondern auch positiv durch die Bildung einer arabischen Legion«. Die kam dann auch zustande. Insgesamt mehr als 6.000 arabische und nordafrikanische Muslime kämpften 1943 in Tunesien für Deutschland. Über 20.000 Muslime aus Südosteuropa, aber auch aus Kaukasien wurden zur muslimischen SS-Division »Hanjar« (Schwert) zusammengezogen und erhielten Spezialaufgaben. Mehrheitlich waren es bosnische Muslims, die 1943 von Husseini persönlich in Sarajevo rekrutiert wurden (s. *Enzyklopädie des Holocaust*, 1993, Bd. II). Gemeinsam mit Kroaten beteiligten sie sich nicht nur an der Vernichtung der jugoslawischen Juden, sie widmeten sich auch der Massenliquidierung serbischer Zivilisten. Die kaukasischen Angehörigen dieser SS-Divisionen kämpften für freie, muslimische Kaukasusstaaten, Tschetschenien zum Beispiel. In einer Buchreihe, die für christlich-muslimisches Verständnis wirbt, erklärte ein deutscher Mullah 1981, daß viele Muslims in die SS eingetreten seien, »um an der Seite der deutschen Truppen für die Befreiung ihrer bereits vom zaristischen Rußland annektierten Heimatgebiete zu kämpfen. ... Die moslemischen Soldaten in der deutschen Wehrmacht waren ebensowenig Faschisten wie die Freiheitskämpfer in Afghanistan« (Abdullah: *Geschichte des Islams in Deutschland*, 1981). Auch dem Berliner Professor mit Forschungsschwerpunkt Vorderer Orient, Gerhard Höpp, ist es um eine »differenzierte« Darstellung der muslimischen SS-Einheiten und ihres Gründers zu tun. Simon Wiesenthals 1947 erschienenes Buch über al-Husseini, *Großmufti – Großagent der Achse*, bezeichnete er 1994 als »emotionsgeladenes Pamphlet«.

Al-Husseini ist 1945 aus Frankreich in den Nahen Osten geflohen, wo ihm noch Jahrzehnte unermüdlichen Wirkens für die arabische Sache vergönnt waren, zum Beispiel als langjähriger Präsident der palästinensischen Exil-Regierung. Er war nicht der einzige, der sein Werk nach 1945 ungestört fortsetzen konnte: Hunderte deutsche Kriegsverbrecher, vor allem SS-Angehörige, flohen wie der Mufti in den Nahen Osten. Sie fanden nicht nur in den dortigen deutschen Gemeinden, die zugleich rührige NSDAP-Auslandsabteilungen waren (z.B. in Kairo und Damaskus), tatkräftige Unterstützung, sondern mehr noch in den arabischen Nationalstaaten und Mandatsgebieten, allen voran Ägypten, das allerlei Verwendung für ihre Kenntnisse und Gesinnung beim Aufbau von Streitkräften, Befreiungsarmeen und Folterzentren hatte. Stellvertretend für sie alle mag hier Gottlieb Judejahn stehen, die Romanfigur aus Wolfgang Koeppens *Tod in Rom* (1954), ein Freikorps-Landser und Judenschlächter: »Wo Judejahn befahl, war Preußens alte Gloria, und wo Judejahn hinkam, war sein Großdeutschland. Der Sand der Wüste war noch immer der Sand der Mark. Judejahn war verjagt, aber er war nicht entwurzelt; er trug sein Deutschland, an dem die Welt noch immer genesen mochte, in seinem Herzen ... Auf grünem Tuch leuchtete nun rot der Morgenstern. Hier konnte man noch Ladenhüter verkaufen, Nationalstaatstrug, Mark der Treue und Feindschaft den Israelis, diesen immer nützlichen Brüdern, denen Judejahn auch heute wieder Geld, Ansehen und Stellung verdankte.«

Nach dem Krieg

Am 10. September 1952 wurde das Wiedergutmachungsabkommen zwischen der BRD und Israel geschlossen. Für alte Freunde Deutschlands ein herber Schlag. In einem Memorandum beklagte die ›Delegation der arabischen Staaten‹ »die

groteske Situation, daß ausgerechnet unsere Freunde zu Helfern unserer Feinde werden wollen«, und drohte Wirtschaftssanktionen an.

Wiedergutmachungszahlungen an Israel, die Westeinbindung der BRD und schließlich Waffenverkäufe an Israel unter dem damaligen Kriegsminister F.J. Strauß trübten die deutsch-arabischen Beziehungen nachhaltig: Islamische Staaten nahmen diplomatische Beziehungen zur garantiert antizionistischen DDR auf, die in jeder nationalchauvinistischen Regung der islamischen Welt ein Zeichen fortschrittlichen Strebens nach nationaler Unabhängigkeit entdeckte.

Mit dem Sechs-Tage-Krieg erreichte die Sympathie der BRD-Deutschen für Israel einen kurzen, aber heftigen Höhepunkt. Mit ihrer Begeisterung für den israelischen Sieg projizierten sie ihre enttäuschten Hoffnungen auf Blitzkrieg und Massenvernichtung auf die Opfer von damals, die nun angeblich mit den Arabern das taten, was zuvor die Deutschen an ihnen verübt hatten. Die »Aufarbeitung« der Verbrechen an den Juden war damit zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen, weitere Solidarität mit Israel wurde zunehmend als Ärgernis empfunden. 1981 konnte im Auftrag der »Gesellschaft für Auswärtige Politik« eine Erdmute Heller ein Fazit ziehen: »Die jahrelange einseitige Parteinahme für Israel auf Kosten des Ansehens der Araber war eine falsche Form der Vergangenheitsbewältigung« (zit.n. Kaiser/Steinbach). Die wenigen Journalisten, »die in den Jahren vor 1973 gegen den politischen Strom schrieben, mußten innerhalb der deutschen Medien mit Desinteresse und Widerstand rechnen. Bei mangelnder Konformität in Sachen Israel gab es selbst nach 1973 in Rundfunkanstalten noch Versuche der israelischen Lobby, über die Aufsichtsgremien Disziplinarverfahren einzuleiten und damit solche Journalisten mit dem Vorwurf der mangelnden Objektivität bzw. des Antisemitismus zu disqualifizieren.«

Nach 1967 hatte zunächst die neue Linke mit ihrem unter dem Deckwort »Antizionismus« feilgebotenen Antisemitismus mit dazu beigetragen, diese »falsche Form der Vergangenheitsbewältigung« zu korrigieren. Das weitere taten der Jom-Kippur Krieg, der zur allseitigen Zufriedenheit klarmachte, daß Israel besiegbar ist, und die daran sich anschließende Änderung der deutschen Außenpolitik unter sozialdemokratischer Verantwortung. »Die Fesselung durch das ›Auschwitz-Syndrom‹, der oftmals vernommene israelische Vorwurf deutscher Untreue ... beeinflußten die bundesdeutsche Politik in erheblichem Maße,« resümiert ein Kinan Jaeger in der offiziösen Zeitschrift »Aus Politik und Zeitgeschichte« (13.4.95) diesen Schwenk. Es sei dabei zu »einem ausgeprägten Konflikt zwischen Moral- und Realpolitik (gekommen)«, was »wohl zwangsläufig zu einer sehr ambivalenten bundesdeutschen Haltung gegenüber den am Nahost-Konflikt beteiligten Parteien« hätte führen müssen.

Wohin die moralisierende Realpolitik zielte, machte Helmut Schmidt am 30. April 1981 in der ARD klar: »Man kann nicht im Palästinenser-Konflikt der einen Seite alle Moral zuerkennen und gegenüber der anderen Seite die Achseln zucken. Das geht insbesondere nicht, wenn man Deutscher ist, in einer geteilten Nation lebt und den moralischen Anspruch auf Selbstbestimmung des deutschen Volks erhebt. Dann muß man auch den moralischen Anspruch auf das Selbstbestimmungsrecht des palästinensischen Volkes anerkennen.« Menachem Begin verstand, woher der Wind weht, wenn ein deutscher Kanzler das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser zu einer Frage deutscher Verantwortung erhebt: »Es ist nackte Arroganz und Frechheit, meiner Generation, der Generation der Vernichtung und der jüdischen Wiedergeburt zu sagen, daß es uns gegenüber keine, den Arabern gegenüber hingegen wohl eine Verpflichtung gibt! Solche Worte wurden nicht vernommen, seit die Welt gegen Ende des Zweiten Weltkriegs sah, was uns in den Krematorien angetan worden ist« (»FAZ«, 5.5.81). Schmidt, mutmaßte Begin, fühle sich anscheinend immer noch an seinen Fahneneid als deutscher Wehrmachtsoffizier gebunden.

Einen Fahneneid in Sachen Antisemitismus und völkischer Verfolgungswahn haben sie beide abgelegt, die Deutschen und die islamischen Nationen. Jetzt, wo es Deutschland gelungen ist, qua Wiedervereinigung ein schönes Stück Identität hinzuzugewinnen, kann die moralische Verpflichtung, das Selbstbestimmungsrecht des palästinensischen und anderer islamischer Völker zu verteidigen, erst so richtig ihre Wirkung entfalten. Vom leidigen »Auschwitz-Syndrom« ist man ohne souveränitätseinschränkende Siegermächte längst befreit. Gemeinsam mit islamischen Nationen gibt man die Verantwortung für Auschwitz an diejenigen, die es befreit haben, zurück. An der »Rampe von Srebrenica« (Freimut Duve) reichen deutsche Freunde des muslimischen Befreiungskampfes ihren islamischen Kampfgenossen die Hand. »Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß das, was sich gegen die Muslime Bosnien-Herzegowinas abspielt, eine Operation der Ausrottung darstellt, die in der jüngeren und ferneren Geschichte einzigartig ist .. Eine Ausrottung, vor der die Vernichtungsaktionen, die Hitler und die Abteilungen der Gestapo gegen die Juden in aller Welt begangen haben, gering erscheinen! ... Diese Ausrottung ist systematisch geplant in der Absicht, die Wurzeln des Islams mitsamt den Muslimen aus dem gesamten europäischen Kontinent herauszureißen.«

Nein, das ist kein Flugblatt des Dschihad, sondern ein – nach Meier: *Der politische Auftrag des Islam* zitierter – Leitartikel des Reißmüllers vom Dienst der halboffiziellen ägyptischen Tageszeitung »al-Gumhuriya« vom 21. November 1992.

Justus Wertmüller ist Redakteur der Zeitschrift »Bahamas«

Konkret 05/96, S. 24

Egon Krenz

Ein Bildungserlebnis

Bernhard Jahntz, Staatsanwalt und Vertreter der Anklage im Prozeß gegen Egon Krenz und andere ehemalige Mitglieder des Politbüros der DDR vor dem Berliner Landgericht, hat sich schon früh für diese Aufgabe empfohlen. 1979 ff. trug er mit dazu bei, daß von 60 Verfahren gegen ehemalige Ankläger und Richter des NS-Volksgerichtshofes 59 eingestellt wurden. In einer Erklärung vom 21. März 1996 hat Egon Krenz u.a. deshalb einen Befangenheitsantrag gegen Jahntz formuliert. KONKRET dokumentiert diese Erklärung

Herr Vorsitzender,

nachdem Sie in der letzten Sitzung meinen Brief vom 27. Juni 1995 verlesen haben, bin ich Ihnen eine Antwort schuldig, warum ich gegenüber der politischen Sonderstaatsanwaltschaft in meinem Verfahren die Aussage verweigert habe:

1. Am 28. Mai 1991 lud mich Herr Jahntz zur Zeugenvernehmung im Ermittlungsverfahren gegen Erich Honecker und Unbekannt ein. Er begründete dies u.a. mit meinen Äußerungen in der Sendung »Talk im Turm« am 26. Mai 1991, der er entnommen habe, daß ich »über Erkentnisse über den Bereich der politischen und militärischen Führung der ehemaligen DDR« verfüge.

Böhme ist eben doch Bildungsfernsehen!

Also ging ich zur Vernehmung. Und was ich bei Herrn Jahntz erfuhr, war auch ein »Bildungserlebnis«. Ich lernte, daß Zeugen bestimmte Sachen nicht sagen dürfen. Speziell dann nicht, wenn sie vorgefaßten Meinungen westdeutscher Beamter – oder vielleicht sage ich besser: der ideologisch motivierten Meinung des Herrn Jahntz – nicht entsprechen. Als ich mit dem Verweis auf den »2+4-Vertrag« die politische Verfolgung von DDR-Bürgern in Frage stellte, wurde Herrn Jahntz klar, daß er keinen untertänigen Belastungszeugen vor sich hatte. Sofort diktierte er in sein Vernehmungsprotokoll: »Die Beurteilung der Zulässigkeit einer Strafverfolgung von im weitesten Sinne politisch motivierten Straftaten« stünde mir nicht zu.

Damit wurde mir verweigert, mein weiteres Wissen als Zeitzeuge über die völkerrechtliche Zulässigkeit von Strafprozessen gegen DDR-Hoheitsträger einzubringen.

2. Dem folgte folgende Belehrung durch Herrn Jahntz: »Im übrigen ist dem vernehmenden Staatsanwalt aus eigener dienstlicher Tätigkeit bekannt, daß auch die Justiz der DDR keine Anstände hatte, das Verhalten von Politikern und anderen Entscheidungsträgern eines undemokratischen Systems, hier: des Nationalsozialismus strafrechtlich zu würdigen ...«

Ich empfand dies als Ungeheuerlichkeit! Die strafrechtliche Verfolgung von Nazi- und Kriegsverbrechen in der BRD mit der Verfolgung von Hoheitsträgern der DDR auf eine Stufe zu stellen, ist nicht nur deshalb nicht möglich, weil die erstere auf dem Bremsschaum der alten Nazijuristen ausglitt und die letztere zum politischen Siegerspektakel aufgeblasen wird. Sie ist vor allem nicht möglich, weil sie bar jeder historischen Vernunft und Verantwortung jene Opfer des Faschismus verhöhnt, die sich aus gutem Grund im Antifaschismus der DDR gut aufgehoben sahen. Diese Gleichsetzung erfüllt nach meiner Meinung den Straftatbestand der Volksverhetzung nach Parapraph 130 des StGB.

3. Außerdem habe ich bei Herrn Jahntz gelernt, daß Vernehmungen ein geeigneter Ort sein können, bei dem ein Staatsanwalt für seine eigenen Publikationen Werbung machen kann. Zumindest tat das Herr Jahntz, indem er selbst in das Vernehmungsprotokoll aufnehmen ließ: »Ich überreiche in diesem Zusammenhang zur Kenntnisnahme und zu Verbleib ein Exemplar der Broschüre *Der Volksgerichtshof* von Jahntz/Kähne.«

Damit wurde die von Jahntz/Kähne verfaßte Broschüre zum Bestandteil meiner Zeugenvernehmung. Ich entnahm ihr, daß Herr Jahntz mit Ermittlungen gegen ehemalige Richter und Staatsanwälte des Volksgerichtshofs beauftragt war. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, war er Sachbearbeiter des 1979 gegen etwa 60 Ankläger sowie haupt- und nebenamtliche Richter des Volksgerichtshofes eingeleiteten Ermittlungsverfahrens, das auf einer Strafanzeige von Robert Kempner beruhte.

Mit *einer* Ausnahme wurden alle Verfahren gegen die Angehörigen des Volksgerichtshofes, gegen die ab 1979 in der Turmstraße ermittelt wurde, eingestellt. Daran war auch Herr Jahntz beteiligt.

Bekannt ist auch, daß zu den Juristen, gegen die in der Turmstraße unter Mitwirkung von Herrn Jahntz das Verfahren eingestellt wurde, Gerhard Lenhardt und sein Kollege Edmund Stark gehörten. Stark hatte das Todesurteil gegen Robert Havemann und seine Gefährten beantragt. Er war nach 1945 am Landgericht Ravensburg tätig. Bis zur Pensionierung (1974) amtierte er dort als Landgerichtsdirektor. Von 1975 bis 1980 war er in dieser Stadt Vorsitzender des Prüfungsausschusses für Wehrdienstverweigerer.

Ich weiß gar nicht, ob die deutsche und internationale Öffentlichkeit schon wahrgenommen hat, daß sich ein Mann, der keine rechtskräftige Verurteilung von Nazijuristen zustande brachte, und der trotz erdrückenden Beweismaterials an der

Einstellung von Verfahren gegen zahlreiche Ankläger sowie haupt- und nebenamtliche Richter des Volksgerichtshofes beteiligt war, sich nunmehr als Sonderstaatsanwalt u.a. Opfern des Volksgerichtshofes zugewendet hat.

Jetzt an Antifaschisten nachzuholen, was er sich bei Naziverbrechern nicht getraut hatte oder vielleicht auch nicht trauen durfte, delegitimiert den Herrn Staatsanwalt, die Anklage gegen mich zu vertreten.

4. Laut Vernehmungsprotokoll einmal zur Lektüre empfohlen, habe ich die Broschüre aufmerksam gelesen. Herr Jahntz erweist sich bereits vor 1990 als ein Mann, der es mit der Wahrheit über die DDR nicht so genau nimmt. So behauptet er auf den Seiten 14 und 15, der Generalstaatsanwalt der DDR habe am 15. Januar 1965 einem entsprechenden Ersuchen des vormaligen Leiters der Zentralen Stelle in Ludwigsburg, Erwin Schüle, nicht entsprochen, womit »ein nicht unerheblicher Hintergrund für die Aufklärung der Tätigkeit des Volksgerichtshofes« angedauert habe.

Günther Wieland, international anerkannter Jurist und Publizist, stellte dazu schon 1989 – also zwei Jahre bevor Herr Jahntz mir sein Werk schenkte – richtig:

Nicht die BRD hatte um die Auswertung gebeten, sondern der Generalstaatsanwalt der DDR, Dr. Josef Streit, bot diese am 22. Dezember 1964 dem Justizminister Ewald Bucher an. Während der diplomatischen Blockade der DDR hielt es der Bonner Minister nicht für angezeigt, die DDR-Offerte auch nur zu beantworten. Vielmehr schickte er den Leiter der Ludwigsburger Zentralen Stelle vor. Daß er damit dem Generalstaatsanwalt der DDR, der langjährig in Konzentrationslagern inhaftiert gewesen war, einen ehemaligen SA-Mann und NSDAP-Angehörigen als Gespächspartner anbot, zeugte gewiß weder von Feingefühl noch von der Absicht, ein gedeihliches Miteinander bei der Aufklärung von Nazi-Verbrechen zu fördern. ... Gleichwohl hat die DDR die Ludwigsburger Anfrage beantwortet und die Bildung einer gemeinsamen Kommission zur Auswertung der vorhandenen Beweise angeregt.

Ebenso fehlt bei Jahntz/Kähne der Hinweis, daß wohl alle bis dahin in der BRD gegen Juristen des Volksgerichtshofes eingeleiteten Ermittlungsverfahren auf unaufgefordert übergebenen DDR-Beweisen beruhten. Unerwähnt lassen die Genannten auch, daß DDR-Staatsanwälte im März 1965 Originalakten des Volksgerichtshofes – darunter die des Verfahrens gegen den ungarischen Benediktinerpater Josef Pontiller – dem Chefankläger beim Oberlandesgericht in Koblenz ins Haus trugen. Blieb das unerwähnt, weil der Staatsanwalt Gerhard Lenhardt, der Pontillers Tod verlangt hatte, als Rechtsanwalt im Rheinland agierte? Oder lag es daran, daß jener Staatsanwalt Walter Roemer, der die Hinrichtung des Paters Pontiller wie die der Widerstandsgruppe Weiße Rose, Alexander Schmorell und Prof. Kurt Huber, leitete, damals als Ministerialdirektor im Bundesjustizministerium einer der ranghöchsten Justizbeamten der BRD war?

Wie man es auch dreht und wendet, eines steht eindeutig fest: Die DDR hat Ermittlungen gegen Verantwortliche der nationalsozialistischen Justizverbrechen stets gefördert ... (Günther Wieland: *Das war der Volksgerichtshof. Ermittlungen, Fakten, Dokumente*).

Wer so großzügig wie Herr Jahntz mit der Wahrheit umgeht, weckt wenig Vertrauen, bei der objektiven Beurteilung der DDR-Vergangenheit sorgsamer zu sein. Im Gegenteil: Die Vorwürfe der Staatsanwaltschaft gegen mich sind die lineare Fortsetzung alter ideologischer Vorurteile.

5. Als mich Herr Jahntz am 14. Juni 1991 vernahm, war ich gerade 6 1/2 Monate Bundesbürger und mit der Strafprozeßordnung des neuen Staates noch nicht vertraut. Sonst hätte ich schon damals bemerkt, daß Herr Jahntz seiner juristischen Pflicht nicht nachkam, mich als Zeuge ordnungsgemäß zu belehren. Wie Sie, Herr Vorsitzender, dem Vernehmungsprotokoll entnehmen können, sah der Herr Staatsanwalt »zunächst keinen Anlaß für eine Belehrung gem. Paragraph 55 StPO ...« Er erwähnte den Parapraphen lediglich, ohne ihn mir inhaltlich zu erläutern und mir die für mich wichtigsten Konsequenzen zu erklären. Erst auf Seite 9, nachdem fast die Hälfte der Vernehmung vorbei war, kam er auf Paragraph 55 der StPO zurück und verwies lediglich darauf, daß er mir den Text bereits bekannt gegeben habe, was aber nur dem Sinne nach, nicht dem exakten Text und dessen Erläuterung nach stimmte.

Herr Jahntz ist in einem Maße befangen, das ihn zum Hindernis für ein faires Verfahren gemacht hat. Ich kann nur mit Platon sagen: »Der höchste Grad von Ungerechtigkeit ist geheuchelte Gerechtigkeit.«

Egon Krenz war Ende 1989 für einige Wochen Staatsratsvorsitzender der DDR

Konkret 05/96, S. 26

Oliver Tolmein

Ikone und Präparat

Vor zwanzig Jahren, am 9. Mai 1976, wurde Ulrike Meinhof in ihrer Stammheimer Zelle tot aufgefunden. Wie ihr bis heute ungeklärter Tod als Selbstmord, ist ihr Leben als Lehrmittel zu den Akten genommen – für und gegen Reform, Revolte, Revolution, von Reaktionären, Revoluzzern, Realpolitikern

Die KONKRET-Kolumnistin ist enttäuscht: der 15. Geburtstag des Grundgesetzes, eine Veranstaltung fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit. »Die Bundesrepublikaner sind mit ihrem Grundgesetz bis heute nicht warm geworden«, klagt sie und rühmt als der Verfassung Kern den Zwang zum kooperativen Ausgleich, dem die Regierung ausgesetzt sei: »Das Gesetz zwang die Regierenden, sich mit ihren äußeren Gegnern zu arrangieren und innere Kontrahenten nicht zu provozieren.«

Wir schreiben das Jahr 1964, das Bundeskabinett will zum Notstand rüsten können, und Ulrike Marie Meinhof versucht mit ihrem Lob auf das Grundgesetz, wie es eigentlich gedacht gewesen sein soll, gegen den Abbau politischer Freiheiten und den Einsatz der Bundeswehr im Inneren anzuschreiben. »Realistisch« wird dabei zum Schlüsselbegriff der knappen Gratulation – und Meinhof, bis zu ihrem Tod Mitglied der illegalen KPD und deren Tradition verhaftet, glaubt tatsächlich, Realpolitik betreiben, die deutschen Verhältnisse durch geschicktes Taktieren und kluge Aufklärungsarbeit in die von ihr gewünschte Richtung umgestalten zu können.

Umso engagierter und erbitterter gerät ihr Kampf gegen die, die in ihren Augen dafür verantwortlich sind, daß alles so anders geworden ist, als es sich die »Räte von Herrenchiemsee unter dem Eindruck von Krieg und Nachkrieg« gedacht hatten: Die USA sind Schuld und ihr willfähriger Gehilfe, Bundeskanzler Adenauer, der »mit der Marshallplanhilfe jenen Anträgen der Westalliierten (erlag), die im geteilten Deutschland auch heute noch verdienen, unsittlich genannt zu werden.« – »Deutschland, Deutschland unter anderm« sind die Zeilen überschrieben, in denen sich die linke Verfasserin, schlechtem nationalkommunistischem Beispiel folgend, als die bessere Patriotin präsentiert. Eine Haltung, die dem der KPD keineswegs nahestehenden Wagenbach-Verlag 1995 allerdings so gut gefällt, daß er ausgerechnet diese Überschrift auf den Titel des zweiten Bandes mit Aufsätzen und Polemiken von Ulrike Marie Meinhof setzt. Im Nachwort wird das (verfassungs-)patriotische Moment in Meinhofs Denken von einer Susanne Schüssler hervorgehoben: »›Bei uns in der Bundesrepublik‹, schreibt sie und begreift diesen Staat so durchaus als den ihren; nicht diesen Staat stellt sie in Frage, sondern das, was die Regierenden aus ihm gemacht haben.«

Die Regierenden – zu ihnen setzt sich die KONKRET-Kolumnistin Ulrike Meinhof immer wieder in Konkurrenz. Immer wieder erhebt sie Vorwürfe und hat Vorschläge parat, verwirft sie deren Konzepte und entwickelt statt dessen neue, eigene Ideen, wie das Geschäft, Deutschland zu regieren, besser erledigt werden könnte.

1959 ermuntert sie die Regierung Adenauer zu Selbständigkeit: »Die Interessen der Bundesrepublik werden in einem Friedensvertrag nur dann ihren Niederschlag finden, wenn unsere Regierung sie selbst vertritt.« Die Oppositionsparteien mahnt sie im gleichen Kommentar, daß angesichts des Versagens von Adenauer ihre »Verantwortung für das Schicksal Deutschlands und der Welt erneut gewachsen« sei. 1961 beklagt sie anläßlich der Ankündigung der Sowjetunion, demnächst einen Friedensvertrag mit ganz Deutschland oder nur mit der DDR abzuschließen, daß »die Initiative zur Lösung der deutschen Frage nun gänzlich ans Ausland übergegangen ist, weil die Hauptaufgabe jeder deutschen Politik, die deutsche Einheit wiederherzustellen, nicht eingelöst wurde.« Ludwig Erhard gibt sie 1963 den Rat, dem »Gemeinsinn« der Deutschen »etwas mehr Geltung« zu verschaffen, und sie hat auch gleich ein Thema, *das* Thema anzubieten, das diesem Gemeinsinn gelegen käme: »Am unerträglichsten ist den Deutschen die Teilung der Nation.«

Wenig später, John F. Kennedy ist in den USA ermordet worden, sorgt sich die linke Kolumnistin um die deutsche Souveränität: »Es geht nicht an, daß die Menschen, die hier leben, daß Deutschland in Angst und Unsicherheit gestoßen wird, weil Wahnsinnige im amerikanischen Süden mit dem Feuer spielen, weil ein Sicherheitsdienst versagt... Es ist an der Zeit, daß die deutsche Bundesrepublik von ihrer vor acht Jahren erlangten Souveränität souveränen Gebrauch macht.«

Für kaum ein Thema verwendet sich die linke und zunehmend anerkannte Publizistin bis weit in die Mitte der sechziger Jahre hinein so engagiert und hartnäckig wie für die Wiedervereinigung – die über die Anerkennung der DDR hin zum neutralen Gesamtdeutschland führen sollte. Und als Ulrike Meinhof sich so weit mit der außerparlamentarischen Opposition radikalisiert hat, daß sie das Geschäft, die bundesdeutschen Parteien zu beraten, endlich aufgibt, adressiert sie ihre guten Ratschläge an die Regierung der DDR und benennt deren vordringliche Aufgaben. 1968 verlangt sie von den regierenden Realsozialisten, die Visa-Pflicht auf den Transitstrecken wieder abzuschaffen: »Die DDR, von der man zunehmend erwarten muß, daß ihr über der eigenen Konsolidierung der sozialistische Internationalismus wieder einfällt, deren Aufgabe es jetzt wäre, die Linke in der Bundesrepublik und Westberlin zu unterstützen, z.B. indem sie ihren eigenen Staat demokratisiert und so ein Beispiel gäbe für einen demokratischen Sozialismus...« Und schließt mit einem Ceterum censeo, diesmal an die eigenen Genossinnen und Genossen aus dem SDS und anderen Gruppen gerichtet: »Die sogenannte deutsche Frage müßte sehr wohl noch zum Gegenstand und Inhalt außerparlamentarischer Politik gemacht werden.«

Das hartnäckige Beharren darauf, daß es das ganze Deutschland sein müsse, ist aber nicht nur das Ergebnis der engen Verbundenheit mit der KPD. Es ist so dauerhaft nur möglich, weil die damalige Neue Linke den Nationalsozialismus ebenso wie die traditionelle kommunistische Fraktion aus einer verzerrten Perspektive analysiert: Die in den Jahren 1933 bis 1945 begangenen Verbrechen werden als Ergebnis besonders zugespitzter antikommunistischer Herrschaftspolitik im Kapitalismus verstanden. Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Repression und Ausgrenzung, der sich die Oppositionellen im neuen alten Deutschland selbst ausgesetzt sehen. »Wie wir unsere Eltern nach Hitler fragen, so werden wir eines Tages nach Strauß gefragt werden«, lautet eine der charakteristisch nivellierenden Sentenzen von Ulrike Meinhof. Auch daß sie ihren Artikel über eine denunziatorische Attacke gegen atomkritische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit »Neue deutsche Ghettoschau« überschreibt, ist kein Versehen: »Die Eingezäunten sind diesmal nicht Angehörige der polnischen Intelligenz, auch nicht Juden...«, erläutert sie die Metapher im ersten Absatz, um mit Blick auf die rechtskonservative Intellektuellenhetze festzustellen: »Ist dieses Denken nicht vom Typ eines Stuckart/Globkeschen Rassekommentars?«

Weil der Nationalsozialismus in Deutschland ausschließlich als Veranstaltung der Herrschenden begriffen wurde, in der der Bevölkerung gerade mal die Rolle eines Statisten oder gar eines Opfer zukam, mußten folglich nur »die da oben« ausgewechselt werden. Das Ressentiment der Bevölkerung, die antisemitische Aggression des Mobs, die Überlegenheitsgefühle des Durchschnittsariers gegenüber dem Rest der Welt: Sie spielen für strategische Überlegungen keine Rolle, werden allenfalls beiläufig erwähnt, am deutlichsten in »Aktenzeichen xy-ungelöst«, einer der schärfsten Meinhof-Kolumnen, die zwar auch davon geprägt ist, den Betrug des Moderators Zimmermann an seinem Publikum nachzuweisen, die aber auch mit nicht zuvor und nicht mehr danach erreichter Skepsis zeigt, wie die Deutschen als Nation der selbstmitleidigen Verfolger funktionieren.

Früher und später ist davon nicht mehr die Rede. In ihrer Kolumne über die Zerstörung Dresdens schreibt Ulrike Meinhof, mit David Irving als einziger erwähnter Quelle, vor allem über die Leiden der deutschen Bevölkerung, Soldaten inklusive: »Dresden war eine Sammelstelle für verwundete und genesende Soldaten, Dresden hatte keine Rüstungsindustrie, Dresden war eine unverteidigte Stadt ohne Flak und ohne Luftabwehr.« Einmal abgesehen davon, daß es eine seltsame Forderung an eine Luftwaffe ist, nur gut gesicherte Ziele anzugreifen, waren tatsächlich etliche Flak-Batterien in Dresden stationiert. Aber Ulrike Meinhof braucht eine gänzlich wehrlose Stadt, weil sie eine grundsätzliche Erkenntnis vermitteln will: »Als die deutsche Bevölkerung die Wahrheit über Auschwitz erfuhr, erfuhr die englische Öffentlichkeit die Wahrheit über Dresden.« Eine bemerkenswerte Gleichsetzung, die ganz nebenbei auch noch suggeriert, die deutsche Bevölkerung sei über die Vernichtung der Juden und Jüdinnen nicht informiert gewesen. Daß in der Kolumne den Briten und auch den Bomberpiloten dasselbe zugute gehalten wird wie den deutschen Volksgenossen, daß sie nämlich von ihrer Führung betrogen worden seien, ist nur ein schwacher Trost.

In der Kommandoerklärung des RAF-Kommandos »15. Juli«, das einen Anschlag auf das US-Hauptquartier in Heidelberg ausführt, wo der Zentralcomputer installiert ist, mit dem die US-Bombereinsätze gegen Nordvietnam koordiniert werden, wird 1972 die Gleichung Dresden = Auschwitz wiederholt und um eine weitere Bekannte ergänzt. Die RAF erklärt, warum ihrer Meinung nach die Bevölkerung die Fahndung gegen sie nicht unterstützt: »Die Menschen in der Bundesrepublik (wollen) mit den Verbrechen des amerikanischen Imperialismus und ihrer Billigung durch die herrschende Klasse nichts zu tun haben. Weil sie Auschwitz, Dresden und Hamburg nicht vergessen haben...«

Eine Woche später werden Holger Meins, Jan Carl Raspe und Andreas Baader verhaftet. Zwei Tage danach ruft ein deutscher Intellektueller in seiner Rede anläßlich des Kongresses »Am Beispiel Angela Davis« zur Entsolidarisierung mit der RAF auf und wirft ihr vor, durch oberflächliche Vergleiche fatale politische Fehler zu machen und so »jede sozialistische Politik« zu zerstören. Es geht Oskar Negt aber nicht um die Gleichsetzung von Auschwitz und Dresden: »Niemand verwechselt ungestraft lateinamerikanische Militärdiktaturen, an deren konkreten Verhältnissen die ursprüngliche Konzeption der Stadtguerilla entwickelt wurde, mit halbwegs funktionierenden parlamentarisch-demokratischen Systemen, die sich im Ernstfall immer noch auf eine relativ stabile Massenloyalität stützen können.« Zu den halbwegs funktionierenden parlamentarisch-demokratischen Systemen zählt Negt auch die USA, über die er gleichzeitig feststellt: »Unglaubwürdig wird, wer zwar den Antisemitismus der Nazis verurteilt, aber für den gegenwärtigen Rassismus in Südafrika oder den Vereinigten Staaten wohlwollendes Verständnis aufbringt. Vietnam ist zum Symbol der Gewalt geworden. Nicht nur die alltäglich auf Vietnam niedergehende Bombenlast überschreitet bei weitem die des Zweiten Weltkrieges; die mechanische Vernichtung von Menschenleben hat Ausmaße angenommen, die sehr bald den Verwaltungsmassenmord des Dritten Reiches in den Schatten stellen können. Was ist der Unterschied zwischen Strafexpeditionen der Nazis in Oradour und Lidice und einem vernichteten vietnamesischen Dorf, wenn feststeht, daß es begrenzbare militärische Ziele nicht gibt?«

Daß der Anschlag der RAF wenige Tage zuvor zum Ziel hatte, diesem Terror, der Negt ebenso wie der Guerilla selbst mindestens so verheerend zu sein scheint wie der der Nazis, etwas entgegenzusetzen, bleibt notwendigerweise unerwähnt – es hätte das so sorgsam austarierte Gleichgewicht von radikaler Rede und wohlgefälligem Sinn durcheinander gebracht. Negt bemerkt wohl auch nicht, daß sich sein Text, der durchdrungen ist von aggressiver Ablehnung der »Desperados der

Baader-Meinhof-Gruppe«, wie eine nahezu vollständige Kompilation der Argumentationsmuster, der Freund- und Feindbilder aus den Meinhof-Kolumnen der sechziger Jahre liest. Die Gemeinsamkeiten derer, die sich auf ihrem jeweils realpolitisch gedachten Weg, die Republik zu verändern, endgültig getrennt haben, sind in diesem Moment, wie sich im Rückblick erweist, weitaus größer, als sie sich vorstellen können.

Ulrike Meinhof kommt auch in dieser Phase eine besondere Rolle zu: Die gesamtdeutsch-sozialistische Realpolitikerin, die als Kolumnistin auch in den bürgerlichen Medien Anerkennung fand, hat in ihren letzten Arbeiten für KONKRET die Grenzen ihrer Möglichkeiten realistisch reflektiert. »Opportunismus ist, wenn man die Verhältnisse, die man theoretisch zu bekämpfen vorgibt, praktisch nur reproduziert; wenn man die antiautoritäre Position in die autoritäre Form der Kolumne verdrängt«, formuliert sie in einer Kolumne 1968. Mit dem Aufbau der RAF hat sie schließlich aus dieser Erkenntnis Konsequenzen gezogen. Daß sie trotz ihrer Kinder und ihrer gesicherten Existenz den Schritt in die Illegalität gegangen ist, den Sachzwängen entsagt und etwas bis dahin in Deutschland schier Unvorstellbares versucht hat: eine bewaffnete Gruppe aufzubauen, hat die Situation für viele linke Intellektuelle unbequem gemacht: Die Routine ihres Radikal-Seins ist durchbrochen, es muß nicht mehr alles seinen sozialistischen Gang gehen, plötzlich gibt es die Möglichkeit, sich tatsächlich ganz anders zu entscheiden – und weil es eine aus den eigenen Reihen ist, eine prominente Vordenkerin, eine, deren Kolumnen man gestern selber noch gelesen und für gut befunden hat, ist es auch nicht ganz einfach, diese Alternative als ungeeignet abzutun. Für manche ergibt sich zudem die Schwierigkeit, sich unmittelbar verhalten zu müssen: Es kann nach einem Quartier gefragt werden, was tun, wenn die Gesuchten plötzlich um Unterstützung bitten, welches Risiko gehe ich ein, wie stelle ich fest, wie groß die Gefahr ist, selbst belangt zu werden? Dazu kommt, daß die Taktik von Regierung und expandierendem Staatssicherheitsapparat, die Bekämpfung der RAF als günstige Gelegenheit zu nutzen, die schon Ende der sechziger Jahre entwickelten Pläne für eine rücksichtslose Repression gegen die Linke insgesamt in die Tat umzusetzen, zu Entscheidungen zwingt.

Es gab auch damals viele gute Gründe, den Aufbau einer Stadtguerilla zu kritisieren, festzustellen, daß der Anschlag auf das Springer-Hochhaus in Hamburg politisch weit hinter die Springer-Blockaden der Jahre zuvor zurückfällt, darauf hinzuweisen, daß die Illegalität angesichts der realen Verhältnisse keine Chance hat, »eine Offensivposition für revolutionäre Intervention« (was immer das auch sein mochte) aufzubauen. Auffällig ist, daß aber gerade im alten Umfeld von Ulrike Meinhof überwiegend schlechte Gründe vorgetragen wurden: Ein Blick in die KONKRET-Ausgaben der Jahre 1970 bis 1972 gibt einen deprimierenden Eindruck davon.

»Ulrikes Rote Armee« überschreibt Günter Wallraff ein Pamphlet, in dem »kleinbürgerliches Revoluzzertum« noch die freundlichste (und sprachgewaltigste) Formulierung ist. Der Tenor: »Die anarchistischen Militärs stehen außerhalb des Zusammenhangs linker Tradition – weit näher den antihumanistischen Terrorgruppen der Rechten.« Meinhofs Nachfolger als Kolumnist, E.A. Rauter, hält dem Verleger Klaus Wagenbach vor, daß er Texte der RAF zugänglich macht und Bücher verkauft, »die das Ballern von Terroristen rechtfertigen«. Nach dem Anschlag aufs Springer-Hochhaus heißt der Titel seiner Kolumne: »Rechte Armee Fraktion«.

Im nächsten Heft erläutert Meinhofs Ex-Gatte Klaus Rainer Röhl den Grund für die engagierte Hetze gegen die RAF – und er kreiert gleichzeitig das Leitmotiv für die Berichterstattung über Ulrike Meinhof und ihr Verhältnis zu den anderen Mitgliedern der Gruppe, das sich schließlich bis heute durchgesetzt hat: »Die Tatsache, daß man die langjährige Kolumnistin dieses Blattes zur Bandenchefin hochstilisiert, beweist, wie die Springer-Gruppe die Baaderschen Provokationen auszunutzen gedenkt. Mit der Personalisierung auf Ulrike Meinhof sollen auch ihre politische Vergangenheit und die Zeitung KONKRET kriminalisiert werden: Was sie in den zehn KONKRET-Jahren gefordert und vorgeschlagen hat, von dem ist das meiste heute verwirklicht. Also: wer mit der DDR spricht, der legt auch Bomben...«

Und um vorzubeugen, folgt eine seitenlange Strecke, in der zu Wort kam, wer wollte, Hauptsache der Haßwert stimmte: »Die R.A.F. fördert den modernen Faschismus«, »Dreister sozialistischer Anspruch«, »Packt die R.A.F., wo ihr sie kriegt«, »Keine Solidarität mit Verbrechern« lauten die Überschriften – die nur noch von Röhls zweckgerichteter Phantasie im darauffolgenden Heft überboten werden: »Ulrike Meinhof – Gefangene der Baader-Gruppe?« In seinem Text wird die »bedeutende und sprachsichere Kolumnistin« zur Ikone, die »zehn Jahre lang nachhaltig eine ganze Generation von jungen Multiplikatoren (beeinflußte)... Aus ihnen rekrutierten sich später die Kader einer realistischen und weitsichtigen Reformpolitik. Es ist eine historische Jämmerlichkeit, daß sie in dem Augenblick, in dem die ersten Schritte zur Verwirklichung einer Politik gemacht wurden, für die sich KONKRET und Ulrike seit 1955 eingesetzt hatten, den Weg in die politische Umnachtung antrat.«

Der Weg vom Ideal in die Psychiatrie ist kurz. Ähnlich kurz wie der von der Staatsfeindin Nr. 1 zur potentiellen Irren: Am 4. Januar 1973 fordert die Bundesanwaltschaft den Gefängnispsychiater Dr. Götte auf, zu prüfen, ob Ulrike Meinhof »zur Vorbereitung eines Gutachtens über ihren Geisteszustand in eine öffentliche Heil- und Pflegeanstalt gebracht werden« müsse. Nach ersten öffentlichen Protesten wird der Direktor des Instituts für gerichtliche Psychologie an der Universitätsklinik Homburg/Saar zur Erstellung eines fachpsychiatrischen Gutachtens aufgefordert. Der Ermittlungsrichter am Bundesgerichtshof Knoblich erläßt im Juli 1973 den Beschluß, daß bei Ulrike Meinhof auch gegen ihren Willen

Röntgenaufnahmen des Schädels und eine Szintigraphie (dabei werden radioaktive Stoffe injiziiert und aus der Abstrahlung Gewebeveränderungen abgelesen) des Gehirns, ggf. unter Anwendung von Zwang und unter Narkose, durchgeführt werden sollen. Auch die Hinzuziehung eines Neurochirurgen wird vorbereitet.

In den Medien hat das Vorgehen der Bundesanwaltschaft den erwünschten Effekt: Es wird über den Geisteszustand Meinhofs, der fälschlich nachgesagt wird, sie leide an einem Hirntumor, spekuliert. Massiver Protest, vor allem von Ärzten, führt dazu, daß das Psychiatrisierungsprojekt fallengelassen wird – aber die Instrumente sind gezeigt.

Drei Jahre später, am Morgen des 9. Mai 1976, wird Ulrike Meinhof tot in ihrer Zelle in Stammheim aufgefunden. Noch bevor die gerichtsmedizinische Obduktion abgeschlossen ist, erklärt das baden-württembergische Justizministerium, Meinhof habe »Selbstmord durch Erhängen« verübt. Gegen diese staatliche Version spricht eine Vielzahl von Indizien, die in den folgenden Wochen durch eine unabhängige internationale Untersuchungskommission gesammelt wurden: Bei Ulrike Meinhof wurden Quetschungen an den Waden, Hautabschürfungen und Verletzungen im rechten Hüftbereich festgestellt, die nicht beim Erhängen entstanden sein konnten. Da der Tod nicht durch einen Genickbruch eingetreten war, hätte sie erstickt sein müssen. Die typischen Merkmale des Erstickungstodes, z.B. Blutungen in den Augenbindehäuten, wurden aber nicht festgestellt. Die Befunde deuteten statt dessen auf Tod durch Abdrücken der Hauptschlagader mit anschließendem Herzstillstand: Dieser Tod konnte aber nicht durch Erhängen ausgelöst werden. Den Obduzenten wurde außerdem eine Schlaufe vorgelegt, die 51 cm lang war – die Schlaufe, in der Ulrike Meinhof hing, war aber etwa 80 cm lang. Beim Versuch, sich mit so einer Schlaufe zu erhängen, hätte Ulrike Meinhofs Kopf aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Halt gefunden. Ungeklärt ist auch, wieso sich Samenflüssigkeit an ihren Geschlechtsteilen finden konnte. Auch daß eine Glühbirne ohne identifizierbare Fingerabdrücke in die Lampe in Ulrike Meinhofs Zelle geschraubt war, ist verblüffend, hatte die Knastwärterin Frede doch in ihrer ersten Vernehmung angegeben, die Birne um 22 Uhr aus der Zelle geholt zu haben. Daß Ulrike Meinhof keinen Abschiedsbrief hinterlassen und am Tag vor ihrem Tod noch engagiert Beweisanträge für das Verfahren bearbeitet hat, wird von der Internationalen Untersuchungskommission ebenfalls als Indiz gegen einen Selbstmord gewertet.

Nach Ulrike Meinhofs Tod kommt es in einigen bundesdeutschen Städten zu militanten Demonstrationen. Viele glauben nicht an Selbstmord – andere machen die langjährige Isolationshaft verantwortlich und behaupten, die Journalistin sei in den Tod getrieben worden. In Frankfurt am Main läuten die stundenlangen Auseinandersetzungen zwischen Polizei und der »Putztruppe« auch das Ende der Sponti-Militanz ein. »Hier soll auch nicht verschwiegen werden, daß wir mit dieser Demonstration an die Grenze unserer militanten Aktionsformen gestoßen sind... In diesen Tagen waren wir Spontis sehr nahe an ein wirkliches Zerschlagenwerden herangekommen«, resümiert Joseph Fischer auf dem Pfingstkongreß des Sozialistischen Büros, und Dany Cohn-Bendit gelobt in seinem Redebeitrag künftig gefühlvollere Politik: »Wenn in dem Sponti-Beitrag am Römer gesagt wurde, daß es die Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit ist, die uns antreibt, dann müßt ihr euch das mal vorstellen, was das heißt, und besonders für einen Mann, dies öffentlich zu sagen.«

Der Tod Ulrike Meinhofs erweist sich so paradoxerweise als wichtiges Ereignis auf dem Weg in *das* realpolitische Projekt der 80er und 90er Jahre: die Grünen. »Sozialistische Politik in der Bundesrepublik heute bedeutet ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich«, formulierte damals KONKRET als Lehrsatz, um »das Opfer Ulrike Meinhofs nicht dadurch noch sinnloser werden (zu lassen), daß niemand daraus lernt«. Die Lektion ist begriffen worden.

»Die Kolumnen dieser Zeit«, schreibt 1980 Klaus Wagenbach, der als Herausgeber von Ulrike Meinhofs Texten aus der KONKRET- und aus der RAF-Phase, der als Redner auf ihrer Beerdigung und als engagierter Zeitgenosse getreulich dokumentiert, welcher Aspekt der widersprüchlichen Persönlichkeit gerade wofür gefragt ist, »halten einen wichtigen Moment fest: den Moment, in dem ›Politik‹ ihre Abstraktheit verliert, in dem ›Politik‹ und ›Persönliches‹ zusammengedacht wurden, eine Stärke der Linken, die später verloren ging«. Ein Moment, das dann als Wiedergänger in der Politik der Untoten noch einmal aufflackert. Das Wort hat der Genosse Joseph Fischer von der Sponti-Fraktion: »Wir können uns nicht einfach von den Genossen der Stadtguerilla distanzieren, weil wir uns dann von uns selbst distanzieren müßten, weil wir unter demselben Widerspruch leiden, zwischen Hoffnungslosigkeit und blindem Aktionismus.«

Die Distanzierung geriet schließlich, was sein muß, muß sein, zwar langwierig und kompliziert, aber endgültig. Heute ist die Stadtguerilla in der Bundesrepublik am Ende. Auch von den anderen linksradikalen Versuchen, hierzulande revolutionäre Politik zu machen, ist nur eine schwache Erinnerung geblieben. Die Texte von Ulrike Meinhof und ihr politisches Projekt, die RAF, bieten immer noch viel Material für eine Selbstverständigung der Linken darüber, warum das beharrliche Herausarbeiten aus dem Abseits in der Niederlage geendet ist, einer Niederlage, die sich vor allem dadurch als Scheitern ausweist, daß sie von vielen, die es besser wußten, die einmal Genossinnen und Genossen waren, als Erfolgsgeschichte buchstabiert wird. »Wir (stellen) als heutige Leser erleichtert fest, daß inzwischen in Deutschland manche Sorglosigkeit und Ruppigkeit im Umgang mit Schwächeren oder Randgruppen geringer geworden ist, daß wir nicht mehr in Gänze zulassen, was die politische Opportunität angeblich fordert...«, belehrt das Nachwort zu *Deutschland, Deutschland unter anderm* die Leserinnen und Leser. »Die heute oft kaum mehr verständliche Radikalisierung – nicht nur

Ulrike Marie Meinhofs – wird aus dem historischen Abstand also erst greifbar. Dieser Abstand und diese Veränderungen machen diese Texte so interessant.«

Die Eingriffe der Hirnchirurgen blieben Ulrike Meinhof erspart. Die Zugriffe der ideologischen Präparatoren nicht.

Oliver Tolmein ist Autor von »Stammheim vergessen – Deutschlands Aufbruch und die RAF« (Konkret Literatur Verlag)

Konkret 05/96, S. 30

Otto Köhler

Lübecker Modell

Welche Mühe deutsche Strafverfolger sich geben, für den Brandanschlag auf ein von Ausländern bewohntes Haus einen dem Feuer knapp entkommenen Ausländer verantwortlich zu machen

Es riecht nach Reichstagsbrand in Deutschland. Im Inland hat man sich an den langsam stärker werdenden Geruch so gewöhnt, daß kaum einer ihn mehr wahrnimmt. Im Ausland riecht man den Gestank. Am 22. April – während dieses Heft die Druckerei verläßt – wird in Lübeck eine unabhängige Internationale Kommission von Rechtsanwälten und -anwältinnen zusammentreten. Menschen, die durch die Nachrichten aus Deutschland beunruhigt sind, die sich fragen, wie es kommt, daß in Deutschland wieder Synagogen brennen und Unterkünfte angezündet werden, in denen Ausländer untergebracht sind. Menschen tagen dann in Lübeck, die gehört haben, daß die Staatsanwaltschaft dieser Stadt die Brandstifter und Mörder von zehn Asylsuchenden nicht bei den Nazis sucht, sondern seit dem 20. Januar einen Mann verhaftet hat, der selbst mit seinen Familienangehörigen im brennenden Haus zu Tode kommen sollte. Und die Kommission weiß auch, daß Lübeck in Deutschland kein Einzelfall ist.

3. April 1996: Die Hamburger Rechtsanwältin Gabriele Heinecke ist auf Drängen von Mitgliedern der Internationalen Kommission der Verteidigung des 21jährigen Safwan Eid aus dem Libanon beigetreten, der kaum aus den Flammen von Lübeck gerettet, seit 76 Tagen als »Mörder« und »Brandstifter« im Untersuchungsgefängnis sitzt, mit nur einer viertelstündigen Besuchserlaubnis jede Woche. Die neue Anwältin fragt Safwan Eid, was er denn nun wirklich dem Sanitäter gesagt habe, der bezeugte, Safwan habe auf dem Weg ins Krankenhaus erklärt: »Wir waren das.« Safwans Antwort: »Dir waren das, dir haben das gemacht.« Die Anwältin glaubt nicht recht zu hören, erschrickt: »Was? Sag das noch mal, was du dem Krankenfahrer gesagt hast.« »Dir waren das, dir haben das gemacht.« Die Dolmetscherin bittet Safwan, den Satz niederzuschreiben. Dasselbe Ergebnis. Jetzt ist es endlich klar. Der Satz, auf dem der Haftbefehl der Lübecker Staatsanwaltschaft gegen Safwan Eid beruht, sein vermeintliches Geständnis, ist ein Mißverständnis, ein falscher Buchstabe. Weil er doch nicht so gut deutsch kann, wie er beim polizeilichen Verhör angab.

Weil er glaubt, »die« heiße »dir«, darum sitzt Safwan Eid seit Monaten im Gefängnis, und die Staatsanwaltschaft ist die mutmaßlich drückende Sorge los, daß Deutsche, die besser Deutsch können, zehn Ausländer »heimtückisch und mit gemeingefährlichen Mitteln sowie aus niedrigen Beweggründen getötet« und »in 38 Fällen andere mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit beschädigt« haben könnten. Nein, der Ausländer Safwan Eid war es, der »dir« und »die« nicht zu unterscheiden gelernt hat – genausowenig wie der deutsche Zeuge der Staatsanwaltschaft »dir« und »wir«.

Allein dieser Zeuge, der Krankenfahrer L., beweist für die Staatsanwaltschaft die Täterschaft Safwans. Und eine Angehörige des Sanitätszugs, die beim Bustransport dabei war, und der sich der Zeuge L. als erster anvertraute, bezeugte vor der Polizei, daß ihr L. folgende Sätze Safwans wiedergegeben habe: »Wir waren das. Wir haben Benzin in die Flasche getan und bei jemand an die Tür geworfen. Wir haben unsere Treppe abgebrannt.« Das alles ergibt einen ganz anderen Sinn, wenn Safwan Eid sagte: »Dir waren das, dir haben Benzin in die Flasche getan... Dir haben unsere Treppe abgebrannt.« Und damit in Wirklichkeit »die« meinte.

Die Kollegin hatte nicht mitangehört, was L. und Safwan Eid sprachen. Aber sie ist die erste, der sich L. noch während der Fahrt unmittelbar nach seinem Gespräch mit Eid anvertraute. Mehr als die zitierten Sätze hat ihr, bezeugte die Kollegin, der Krankenfahrer L. aus seinem Gespräch mit Eid nicht wiedergegeben. Bis zu diesem frühen Zeitpunkt hat Zeuge L. als Aussage Eids nur das weitergegeben, was er tatsächlich zu hören geglaubt hatte.

Es ist nur zu wahrscheinlich, daß L. aus seinem Mißverständnis heraus und womöglich die schnell ausgesetzte 50.000-Mark-Prämie vor Augen, alles andere, was er eineinhalb Tage später vor der Polizei noch sagte, dazuphantasierte. Nach der Aussage vor der Polizei nämlich soll das Gespräch einen Verlauf genommen haben, den Safwan Eid entschieden bestreitet. Nach dem »Wir waren das«, habe, behauptet L., Eid auch noch gesagt, daß er Streit mit einem Familienvater hatte und sich »dafür rächen« wollte. »Und dann haben wir ihm Benzin an die Tür gekippt, angezündet und dann ist das brennend die Treppe heruntergelaufen.« Das habe er, sagt L. der Polizei, auch gleich seiner Kollegin gesagt. Doch genau die bezeugte nur die mißverständlichen Wir/Dir-Sätze, von einem Streit und von Rache habe ihr L. nichts erzählt.

Klar ist, und da stimmen die Aussagen von L. mit denen seiner Kollegin überein, daß sie ihn gleich aufforderte, er solle doch unverzüglich den mitfahrenden Polizisten informieren. L. tat das verblüffenderweise nicht – war er, bevor die Belohnung ausgesetzt wurde, seiner Sache doch nicht so sicher? Jedenfalls ging er am Nachmittag dieses Tages, zwischen 15 und 16 Uhr, erst einmal zu einer Frau, die er »Oma« nennt, weil er einige Jahre bei ihr gewohnt hatte, erzählte wieder die mißverstandene »Wir-waren-das«-Geschichte und fügte jetzt hinzu, Safwan Eid habe ihm gesagt, es habe Streit mit einem Mädchen gegeben, und man habe sich darum rächen wollen und Benzin vor die Tür gekippt.

Auch »Oma« riet ihm, zur Polizei zu gehen, was er jetzt endlich tat. Dort gab er die obenerwähnte Geschichte von Eids Streit mit einem Familienvater zum Besten. Bei der richterlichen Vernehmung drei Tage später fand der Zeuge L. eine Version, die beide Aussagen – Streit mit einem Mädchen, Streit mit einem Familienvater – irgendwie unter einen Hut brachte: Safwan Eid habe gesagt, es habe Streit mit Hausbewohnern gegeben. Das fiel damals immerhin auch der Staatsanwaltschaft auf. Auf ihre Nachfrage antwortete L., wenn ihm vorgehalten werde, daß er bei der ersten Vernehmung von einem Streit mit einem Familienvater gesprochen habe, dann wisse er das in diesem Augenblick nicht mehr so genau. Doch wenn das am 19. Januar so niedergeschrieben worden sei, dann habe er es sicher auch so gesagt.

Aber da war noch etwas bemerkenswert, was der Krankenfahrer dem Ermittlungsrichter vortrug. Als er Safwan Eid ermahnt habe, so etwas nicht leichtfertig zu sagen, er rede sich sonst um Kopf und Kragen, habe der normal weitergesprochen, ohne dabei die Stimme zu heben. Natürlich, Safwan Eid – wohl unter Schock – hatte überhaupt nicht kapiert, was der Krankenfahrer von ihm gehört haben wollte.

Sawfan hat sich bereit erklärt, ja es sogar ausdrücklich gewünscht, diesem »Zeugen« gegenübergestellt zu werden. Doch der vernehmende Ermittlungsrichter Pohlenz zeigte sich fürsorglich. Er entschied, daß Safwan Eid vom Termin des Zeugen L. auszuschließen sei. Es sei nämlich zu befürch-ten, daß L. »in Anwesenheit des Beschuldigten in seinem Aussageverhalten beeinflußt würde«.

Und genau das galt es zu verhüten. L. hatte sich erst bei der Polizei gemeldet, als eine Belohnung von 50.000 DM für sachdienliche Hinweise ausgesetzt war. Zwar erklärte er später, daß er davon noch nichts gewußt habe, als er sich entschloß, bei der Polizei eine Aussage zu machen. Glaubwürdig ist das aber nur, wenn man davon ausgeht, daß er an diesem Tag keine Zeitung gelesen, kein Radio gehört, kein Fernsehen gesehen hat, die alle über das Ereignis berichteten, das ihn so beschäftigte – und natürlich auch über die ausgesetzte Belohnung. Doch vor der Polizei gab er selbst zu, Zeitungsberichte über den Brand an der Hafenstraße gelesen zu haben, intensiv, auch über die Personen, die er in seinem Bus transportierte.

Safwan Eid, der zunächst überhaupt nicht begriff, welches Spiel man mit ihm trieb, hatte in seiner ersten Vernehmung, noch bevor er mit der Aussage des Zeugen L. konfrontiert wurde und bevor ein Rechtsanwalt zugegen war, erklärt: »Mein Vater sagte: Die haben das gemacht.« Rückfrage: Wer? Der Vater: Nein, gesehen habe er nichts, aber Geräusche von der Metalltür am Zaun gehört, die ihn weckten. Dann habe es »Bumm« gemacht, er sei zum Fenster gelaufen und habe Feuer gesehen.

Tatsächlich bestätigte Safwan Eids Vater gegenüber »Monitor«: »Als ich das Quietschen des Türchens (vor dem Haus, O.K.) gehört habe, hörte ich eine halbe Stunde später eine Explosion innerhalb des Heimes bei der Eingangstür im Erdgeschoß. Die Explosion machte ein lautes Geräusch, so ›wumm‹, als ob es sich um eine Bombe handelte oder so etwas ähnliches. Ich bin aufgesprungen und dann zum Fenster gelaufen und sah, daß das Feuer am Eingang des Heimes brannte.«

Die Aussage des Vaters, auf der alles beruht, was Safwan Eid mißverständlich formuliert hat, erklärt auch – denen, die hören wollen, also nicht der Staatsanwaltschaft – das Geheimnis um die Leiche von Sylvio Amoussou. Sie lag im Erdgeschoß. Ein Sachverständiger stellte fest, daß die »Brandeinwirkung nicht todesursächlich« war. Und merkwürdig: Im Gegensatz zu allen andern Toten hatte Amoussou weder Monoxyd im Blut noch Rußteilchen auf der Lunge, was sich nicht hätte vermeiden lassen, wenn er an einem Brandherd im ersten Stock vorbei nach unten gelangt wäre.

Er muß im Erdgeschoß sehr plötzlich zu Tode gekommen sein – bei der Explosion der Bombe (oder eines bombenähnlichen Explosivstoffes), die Safwan Eids Vater oben hörte. Er kann nicht im ersten Stock getötet worden sein, dort wo die Staatsanwaltschaft zu Safwan Eids Belastung den Brandherd ansiedelt. Sie hat Sachverständige, auf die sie sich beruft. Andere Sachverständige, die einen Ruf zu verlieren haben, wie der Frankfurter Professor Ernst Achilles, gehen nach ihren Untersuchungsergebnissen davon aus, daß der Brand im Erdgeschoß ausbrach und nicht im ersten Stock.

Um zu belegen, daß das Feuer doch im ersten Stock gelegt worden ist – und zwar von Safwan Eid – , heißt es, die Decke zum zweiten Stockwerk sei vollständig durchgebrannt. Zwar fand die Verteidigung Anfang April bei ihren Ermittlungen ein Loch in der Decke, aber im darüber befindlichen Toilettenraum waren leichtentzündliche Materialien wie Toilettenpapier und Tapete nicht einmal angekokelt – das schließt einen Hauptbrandherd im ersten Stock aus.

Die Staatsanwaltschaft, die eigentlich bei der Besichtigung des von ihr beschlagnahmten Hauses durch die Verteidigung dabeisein sollte, hatte sich vorsichtshalber dem Begehungstermin entzogen. Sie verläßt sich zur Überführung des ihr schon hinreichend bekannten Täters lieber auf den »Einsatz technischer Mittel« und findet dafür tolle Begründungen. Ende Februar enthüllte die »Taz« einen Lauschangriff der Staatsanwaltschaft auf Safwan Eids Zelle im Untersuchungsgefängnis. Begründung dieser Maßnahme: »Es liegt ein Gutachten eines Brandsachverständigen vor, das eine Brandlegung in einem bestimmten Teil des 1. OG beweist. Da der Beschuldigte einerseits die Tat bestritten hatte und andererseits Anhaltspunkte dafür vorlagen, daß Aussagen der früheren Bewohner im Licht der erkennbaren Vorbehalte gegenüber den Ermittlungsbehörden betrachtet werden mußten, war die weitere Tataufklärung erheblich beeinträchtigt. Für die

Ermittlungen war es somit unerläßlich zu erfahren, was der Beschuldigte mit seinen Besuchern in der Justizvollzugsanstalt besprach.«

Lauschangriff als Strafe für mangelnde Zusammenarbeit mit der Staatsanwaltschaft. Immerhin – der Erfolg war groß. »Der Einsatz technischer Mittel hat zu Erkenntnissen geführt, die den dringenden Tatverdacht gegen den Beschuldigten erhärten« – die Staatsanwaltschaft hat nämlich per Lauschangriff erfahren, was Safwan Eid mit seinem Gott zu besprechen hatte. Solche Gespräche sind auch im Christentum üblicherweise zu Gebeten ritualisiert. Da kann unter ungünstigen Verhältnissen ein Vaterunser den Kopf kosten. Denn ist etwa die darin vorkommende Bitte »und vergib uns unsere Schuld« kein Schuldeingeständnis? Und derlei Gebete gibt es natürlich auch bei anderen Glaubensrichtungen. Darum kann die Staatsanwaltschaft jetzt glücklich werden mit einem durch »Einsatz technischer Mittel« festgehaltenen, vor Gott ausgesprochenen Schuldgeständnis Safwan Eids – ein Blitz des Gerechten ins Lübecker Justizgebäude wäre nicht unangebracht. Doch der Gerechte hat hierzulande nichts verloren.

Otto Köhler schrieb in KONKRET 4/96 über die Säuberung der Humboldt-Universität durch einen ehem. SS-Mann

Konkret 05/96, S. 32

Heiner Möller

Liberal selten, national immer

Der Aufmarsch der Frondeure um den ehem. Generalbundesanwalt Alexander von Stahl ist nicht der Anfang einer nationalliberalen FDP. Er ist, nach kurzem sozialliberalem Zwischenspiel, die Fortsetzung

Ist der baltendeutsche Ehrenvorsitzende der FDP, Otto Graf Lambsdorff, dessen Bruder der erste deutsche Botschafter in Lettland nach dem Zusammenbruch der UdSSR wurde, ein Nationaler? Die gräflichen Ländereien wolle er nicht zurückhaben, keine Landwirtschaft in Nordlettland betreiben, »die Zeiten sind vorbei«, erklärte er letztes Jahr einem russischen Publikum. Er habe nur die alten Familiengräber instandsetzen lassen. Bismarcks Bild hängt über seinem Schreibtisch. Bei den »ordnungspolitischen Fundis« (»Wirtschaftswoche«) der »Aktion Soziale Marktwirtschaft«, die das Wirtschaftsprogramm für den »Bund Freier Bürger« des Haider-Freundes Brunner verfaßt haben, ist er gern gesehener Gast.

Ein deutscher Haider wäre auch gern der Alexander von Stahl. Aber ihm fehlt, so heißt es, was ein rechter Führer, dem Massen folgen sollen, unabdingbar braucht wie Boris den ersten Aufschlag: »Charisma«. Alles andere hat er: Den Vorsatz, Verdächtige schnell und lange einzusperren, viel mehr Ausländer abzuschieben, so gut wie alles staatliche Eigentum zu privatisieren, die Mark vor welschem Zugriff zu schützen, die Volksgemeinschaft gegen Emanzen und Ökohysteriker zu verteidigen und die »Enttabuisierung des Nationalen« zu betreiben. Seine Wunschliste reicht für ein »Nationalliberales Manifest« und für Unruhe in der FDP. Vor einem Jahr noch hatte er beim Parteitag der Berliner FDP nur zwanzig Stimmen erhalten, im Januar 96 waren es schon 114 Stimmen. Ein Drittel der Berliner FDP-Delegierten wollte einen Mann zum Parteivorsitzenden machen, der so schlicht und reaktionär daherredet wie ein »Republikaner«: »Wo das Verbrechen Porsche fährt und im Internet international operiert, aber die Polizei mit Trabant hinterherfährt und die Anträge zum Telefonieren ausfüllen muß, ist die Freiheit in Gefahr.«

Die neuen Nationalliberalen sind ein Zerfallsprodukt der FDP und nach NPD, DVU, Reps und der »Partei Freier Bürger« ein weiterer rechter Sammlungsversuch. Sie haben Zulauf. Der hessische FDP-Landtagsabgeordnete Heiner Kappel, Mitunterzeichner des revisionistischen 8.-Mai-Aufrufs »Gegen das Vergessen!«, sammelt mit seiner »Liberalen Offensive« die Nationalliberalen innerhalb wie außerhalb der Partei. Zusammen mit von Stahl hat Kappel bei Ullstein (Lektor: Rainer Zitelmann) den Sammelband *Für die Freiheit. Plädoyer für eine liberale Erneuerung* herausgebracht. Verbindungen bestehen zu diversen süddeutschen Haider-Fan-Clubs in der FDP. Der Pornograf und Nolte-Groupie Klaus Röhl gehört dazu. Die »Junge Freiheit« und die Unterschriftensammler Zitelmann und Heimo Schwilk haben aus dem Scheitern der rechten »Apo« (Reps und BfB) den Schluß gezogen, die Übernahme einer bestehenden Partei zu versuchen. Ein weiterer Mitstreiter ist der geschäftsführende Direktor der Friedrich-Naumann-Stiftung, Fritz Fliszar. Auch er sucht einen Platz rechts von der CDU. »Bürger zur Freiheit«, diese Initiative soll die unter Bismarck erfolgte Spaltung der Liberalen in Freisinnige und Nationalliberale rückgängig machen.

Welche Tradition wird da beschworen? Der Liberalismus war die Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie des sich entwickelnden europäischen Kapitalismus im letzten Jahrhundert. Die Freiheit, die er meinte, war die freie Verfügung des individuellen Wirtschaftssubjekts über das Privateigentum. Sie zu realisieren, waren ihm Staatseingriffe in die Wirtschaft so recht wie Sozialpolitik, Diktatur und Krieg.

In Deutschland suchte der Liberalismus nach der gescheiterten Revolution von 1848 den Kompromiß mit König und Adel. Die 1961 gegründete erste liberale Partei, die »Deutsche Fortschrittspartei« (DFP), spaltete sich bereits fünf Jahre später. Die Mehrheit ihrer Abgeordneten, die nachträglich billigte, daß Bismarck ohne parlamentarisch verabschiedetes Budget und unter Bruch der Verfassung den Krieg gegen Österreich geführt (und gewonnen!) hatte, gründete 1867 die »Nationalliberale Partei« (NLP), die später auch Bismarcks Sozialistenverfolgung (1878 bis 1890) unterstützte. Bei den Wahlen 1871 ließ die NLP mit über 30 Prozent der Stimmen die linksliberale DFP (8,8) weit hinter sich.

Die Nationalliberalen setzten auf Vergrößerung des Heeres, Flottenpolitik und Kolonien. Und die Linksliberalen hatten nichts dagegen. Seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurden die Liberalen beider Couleur treibende Kräfte des deutschen Imperialismus. Im 1891 gegründeten, die Kolonialpolitik forcierenden »Alldeutschen Verband« gaben Liberale den Ton an, fast die Hälfte seiner Mitglieder war nationalliberal (u.a. Gustav Stresemann). Die Alldeutschen, eine aggressive, antisemitische *pressure group*, waren ein ideologischer Wegbereiter der NSDAP.

1871 hatten sich die Nationalliberalen zur »Partei der Reichsausdehnung« ernannt. 1918, als ihr Reichsausdehnungskrieg verloren war, bildete ihre pragmatische Mehrheit die »Deutsche Volkspartei« (DVP), um die alten Ziele auf Stresemanns »republikanischem Weg« zu verfolgen.

Die Linksliberalen existierten bis zum Ersten Weltkrieg in verschiedenen Freisinnigen Vereinigungen. Ihre Gallionsfigur war Friedrich Naumann, der erste Sozialliberale. Er wollte Nation und Sozialismus zu einem »deutsch-nationalen Sozialismus« verbinden. Naumanns »Nationalsozialer Verein« aufgeklärter Kapitalisten trat für Flottenpolitik und

erweiterten Kolonialbesitz ein. Sein Sozialismus zielte auf die Revisionisten in der SPD, die er zum »Gesamtliberalismus« zählte. In seinem »Nationalsozialen Katechismus« von 1897 wird recht einfach der Zusammenhang zwischen national und sozial entwickelt: »Das Nationale ist der Trieb des deutschen Volkes, seinen Einfluß auf der Erdkugel auszudehnen. Das Soziale ist der Trieb der arbeitenden Menge, ihren Einfluß innerhalb des Volkes auszudehnen.« Ersteres sei »ohne Nationalsinn der Massen unmöglich«, letzteres »ist unmöglich ohne weitere Entwicklung der deutschen Macht auf dem Weltmarkt«. Die »arbeitende Menge« müsse »aus Selbsterhaltungstrieb« national sein. Und die Nation brauche sie, weil »die großen Opfer, welche für Flotte und Heer gebracht werden müssen..., nicht auf die Dauer ohne den Willen der arbeitenden Menge aufgebracht werden könnnen...«

»Sozialpolitik und Weltmachtpolitik zu einer höheren Einheit verschmelzen« wollte auch der liberale Ökonom Ernst von Halle 1907. »Die höhere Einheit, zu der Sozialreform und Weltpolitik verschmolzen, war der Nationalsozialismus«, resümierte Franz Neumann (*Behemoth*) 1942.

Friedrich Naumanns 1915 im Krieg erschienenes Buch *Mitteleuropa* löste eine regelrechte »Mitteleuropa«-Euphorie aus, die alle politischen Richtungen erfaßte. Der »Oberstaat« eines Großraums »Mitteleuropa« sollte von einem »neudeutschen Wesen« durchdrungen sein, das die Deutschen von den »Individualistenvölkern« unterscheide. Allen widerstrebenden Einzelinteressen zum Trotz sei »ein einheitliches Volk, großartig einheitlich in dieser Weise der praktischen Lebens- und Arbeitsverfassung«, entstanden. »Daran hat die Volksschule, allgemeine Wehrpflicht, Polizei, Wissenschaft und sozialistische Propaganda gearbeitet.« Sie ermöglichten »die geregelte Arbeit der zweiten kapitalistischen Periode, die als Übergang vom Privatkapitalismus zum Sozialismus bezeichnet werden kann«.

Die Linksliberalen wurden bei der Bewältigung der Niederlage und dem Übergang vom Kaiserreich zur Republik gebraucht. Naumann gehörte zu den Beratern des Prinzen Max von Baden, der überzeugt werden konnte, daß zur Vermeidung der Revolution die Sozialdemokratie einbezogen werden müsse. Er wurde 1918 bis zu seinem Tod 1919 Vorsitzender der »Deutschen Demokratischen Partei«. Ihr gehörten auf dem rechten Flügel der spätere Reichsbankpräsident (bis 1939) und Reichswirtschaftsminister Hitlers, Hjalmar Schacht, sowie der Naumann-Schüler und erste Bundespräsident der BRD, Theodor Heuß, an. Die »soziale Demokratie« der DDP (»Demokratie ist Arbeitsgemeinschaft der Klassen«, »Überwindung des Klassenkampfgedankens durch Volksgemeinschaft«) sollte »das Zustandekommen einer sozialistischen Mehrheit verhindern«. Als tragende Koalitionspartei der Weimarer Republik verlor sie kontinuierlich an Einfluß und sank von 18,6 Prozent (1919) auf 0,8 Prozent (1933, als »Deutsche Staatspartei«). Am Ende der Weimarer Republik entwickelte sich die DDP/DStP rasch nach rechts, kooperierte u.a. mit dem antisemitischen »Jungdeutschen Orden«.

Hitlers Ermächtigungsgesetz stimmten die verbliebenen fünf DStP-Abgeordneten zu: »Wir fühlen uns in den großen nationalen Zielen durchaus mit der Auffassung verbunden, wie sie heute vom Herrn Reichskanzler hier vorgetragen wurde.« Drei von ihnen machten in der BRD Karriere: die beiden FDP-Gründer Theodor Heuß und Reinhold Maier (Ministerpräsident von Baden-Württemberg) sowie Ernst Lemmer als stellvertretender Ost-CDU-Vorsitzender und späterer Minister unter Adenauer. Noch kurz vor ihrer erzwungenen Auflösung hatte die DStP am 3. Juni 1933 erklärt: »Die Herstellung der deutschen Volksgemeinschaft, die moralische Eroberung der deutschen Arbeiterschaft, die Einswerdung des Volkes in der Nation, diese Ziele der neuen Regierung sind auch die unsrigen.«

Ähnlich die Entwicklung der nationalliberalen »Deutschen Volkspartei« Gustav Stresemanns, die von 13,9 Prozent (1920) auf 1 Prozent der Stimmen (1933) absank. In ihren Grundsätzen von 1919 erklärte sie »eine Völkerversöhnung für unmöglich, solange die Ehre des deutschen Volkes von unseren Feinden zertreten, eine Vereinigung aller Deutschen, die von uns gerissen sind oder sich zum Reich bekennen, einschließlich der österreichischen Deutschen, verhindert und der uns aufgezwungene Friede aufrechterhalten wird...« Der vordem rechtsradikale Stresemann, 1920 noch Sympathisant des Kapp-Putsches, wurde als Außenminister der Weimarer Republik von rechtsaußen als »Erfüllungspolitiker« (des Versailler Vertrags) beschimpft. Über alle Realpolitik verlor er allerdings die Grundsätze der DVP nie aus den Augen und bereitete vor allem durch seine Pflege des »Auslandsdeutschtums« als »Fünfte Kolonne« des deutschen Imperialismus den Boden für die nationalsozialistische Außenpolitik. Er starb 1929. Die beiden verbliebenen Abgeordneten der DVP stimmten dem Ermächtigungsgesetz Hitlers zu. Die meisten Mitglieder der DVP traten in die NSDAP ein.

Aus DVP und DDP kamen nach 1945 Traditionen und Personal der neuen FDP. In ihrer Hochburg, Baden-Württemberg, knüpften Heuß und Maier an Naumann an. Der nationalliberale Flügel dominierte in Hessen, Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen. Hier vor allem wurde die Partei zum Sammelbecken ehemaliger HJ-, SS- und NSDAP-Kader.

In Hessen schlossen die Nationalliberalen 1949 ein Bündnis mit der rechtsradikalen »Nationaldemokratischen Partei« und erhielten bei der Bundestagswahl 28,1 Prozent der Stimmen. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß die FDP-Ergebnisse bei dieser Wahl die höchste positive Entsprechung mit den NSDAP-Ergebnissen von 1932 aufweisen, rund die Hälfte der FDP-Wähler waren frühere NSDAP-Wähler.

In NRW berieten führende Ex-Nazis den Landesvorsitzenden und stellvertretenden FDP-Bundesvorsitzenden Middelhauve. Auf dem Parteitag von Bad Ems 1952 legte der Middelhauve-Kreis aus NRW einen »Aufruf zur Nationalen Sammlung:

Deutsches Programm« vor. Diese Sammlung zielte auf Ex-NSDAP-Mitglieder, Deutsch-Nationale und die Vertriebenen. Das »Deutsche Programm« bekannte sich zum Deutschen Reich »als der überlieferten Lebensform unseres Volkes«. Der Zweite Weltkrieg wurde als »Unglück, das über uns kam« beklagt: »Wir fordern Wiedergutmachung des Unrechts, das Nationalsozialismus, Siegerwillkür und Entnazifizierung schufen. Wir sagen uns los von den Urteilen der Alliierten, mit denen unser Volk und insbesondere sein Soldatentum diskriminiert werden sollen.« Zu diesem Programm gab es ein Gegenprogramm aus Hamburg, »Liberales Mani-fest«. Keines von beiden wurde verabschiedet, so daß die Politiker der Partei je nach Bedarf mit einem von beiden arbeiten konnten.

Einen Dämpfer erhielt die nationale Sammlung, als die Verbindungen Middelhauves zum »Gauleiter-Kreis« (später »Naumann-Kreis«) Anfang 1953 von der britischen Besatzungsmacht publik gemacht wurden. Werner Naumann war ehemaliger Staatssekretär in Goebbels Propagandaministerium und von Hitler in seinem »Testament« als neuer Propagandaminister unter Admiral Dönitz bestimmt worden. Er sammelte ehemalige NSDAP-Funktionsträger in seinem konspirativ organisierten Kreis (viele davon waren schon in der 1952 als NSDAP-Nachfolgeorganisation verbotenen »Sozialistischen Reichspartei« organisiert), um Einfluß auf die FDP, den Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) und die nationalkonservative »Deutsche Partei« in Niedersachsen zu nehmen. Die meisten SRP-Mitglieder fanden sich später in der »Deutschen Reichspartei« (DRP) wieder, die zum Gründungskern der NPD wurde. Naumann wurde zwar verhaftet, von der deutschen Justiz aber wieder freigelassen. Im Juli 1953 tauchte er als Bundestagskandidat für die DRP wieder auf. Für die Naumann-Kontaktleute in der FDP hatte dies innerparteilich keine Folgen. Middelhauve blieb bis 1956 stellvertretender Ministerpräsident in NRW. Willy Weyer, neuer Landesvorsitzender (späterer NRW-Innenminister und Vorsitzender des Deutschen Sportbunds), sah »verdienstvolle Männer der FDP in den Dreck gezogen«.

Ähnliche Sammlungsbemühungen machten die niedersächsischen Liberalen, die ebenfalls Kontakte zum »Naumann-Kreis« hatten. Noch 1957 schlossen sie sich mit den Abgeordneten vom »Bund heimattreuer Deutscher«, der ebenfalls eine SRP-Nachfolgegründung war, zu einer Fraktion zusammen und nahmen die sechs Abgeordneten der DRP als Hospitanten auf.

Im ersten Bundestagswahlkampf 1949 profilierte sich die FDP mit ihrer »Bremer Plattform« vor allem als Partei der Wiedervereinigung in den Grenzen von 1937, als Gegnerin der Entnazifizierung (Amnestie) und Befürworterin der Verjährung von NS-Verbrechen. Auch das erste verabschiedete Programm, das »Berliner Programm« von 1957, ist nationalliberal geprägt. Als Koalitionspartei im »Bürgerblock« mit der CDU wurde die FDP zur Sachwalterin der deutschen Einheit.

In die Krise geriet der nationalliberale Kurs der FDP endgültig, als ihr seit 1966 die NPD die rechtsradikalen Wähler abwarb und die CDU sich einen anderen Koalitionspartner nahm, die SPD. Eine Gruppe um Walter Scheel setzte im »Hannoveraner Aktionsprogramm« von 1967 die Forderung nach einer neuen Ostpolitik als Vorbereitung auf ein Bündnis mit der SPD durch. Der bekennende Deutschnationale und Ritterkreuzträger Erich Mende, FDP-Vorsitzender von 1960 bis 1968 und Gesamtdeutscher Minister bis zur Bildung der Großen Koalition, trat vom Vorsitz zurück und wurde von Scheel abgelöst. Mit den »Freiburger Thesen« von 1971 konnten sich die Sozialliberalen auch programmatisch durchsetzen. Im Oktober 1971 traten die Bundestagsabgeordneten Mende und Starke zur CDU sowie Zoglmann (HJ-Führer im Sudetenland, Waffen-SS) zur CSU über und leiteten damit den im Mißtrauensvotum gegen Willy Brandt 1972 kulminierenden Versuch ein, die sozialliberale Koalition zu stürzen. Die nationalliberale Opposition sammelte sich 1970 in der NLA (»National-Liberale-Aktion«). Zoglmann wurde deren erster Vorsitzender, der Führer des rechtsradikalen »Witikobundes« sein Stellvertreter. Die NLA beteiligte sich an der »Aktionsgemeinschaft Vierte Partei«, die in engem Kontakt zur CSU stand. 1982, als mit den Ostverträgen der Zugang zu den Ostmärkten frei war, hatte das sozialliberale Zwischenspiel seinen ökonomischen Zweck erfüllt, und Otto Graf Lambsdorff bereitete mit seinen wirtschaftsliberalen Thesen die Koalition mit der CDU/CSU vor.

Inzwischen hat eine postmoderne Variante des Liberalismus, die Grünen, die Gelben an den Rand parlamentarischer Existenz gedrängt. Wenn der Niedergang der Partei bei den Landtagswahlen am 24. März in Rheinland-Pfalz, Schleswig-Holstein und Baden-Württemberg anhält, ist ein Rechtsruck oder eine Spaltung der Partei wahrscheinlich. Ob Nationalliberalismus wahlpolitisch erfolgreich sein wird, kann bezweifelt werden. »Das Nationale« muß mit der CDU und der CSU wetteifern, die in den letzten 25 Jahren bereits allerlei rechte Parteien niederkonkurriert haben. Und wirtschaftsliberal ist mittlerweile sogar der DGB. Bliebe der Platz einer Anti-Maastricht-Partei. Auch der ist umworben – von Gerhard Schröder, Edmund Stoiber und vielen anderen.

Heiner Möller moderierte in KONKRET 1/96 eine Debatte über die deutsche Kriegspolitik

Konkret 05/96, S. 35

Udo Sierck

Wohin die Reise geht

Im Windschatten der erfolgreichen Proteste gegen Auftritte des australischen »Euthanasie«-Befürworters Peter Singer in Deutschland geht die Debatte über die Legalisierung der »aktiven Sterbehilfe« munter weiter

Anfang Mai findet in Heidelberg der internationale Kongreß »Fundamentalismus und Beliebigkeit in Wissenschaft und Therapie« statt. Veranstalter sind das ortsansässige Institut für Systemische Forschung und die Gesellschaft für Systemische Therapie, beides Vertreter eines Wissenschaftszweiges, der die Verantwortung des einzelnen und die des Beobachters im sozialen Geschehen hervorhebt. Praktische Arbeitsfelder finden sich in Familientherapie und Supervision. Keine Themen also, die gesteigerte Aufmerksamkeit in den Medien garantieren. Um dem absehbaren öffentlichen Desinteresse zu entkommen, ließen sich die Organisatoren der Tagung etwas besonderes einfallen: Sie luden den unverbesserlichen australischen »Euthanasie«-Propagandisten Peter Singer ein, um ihm Gelegenheit zu bieten, seine Ideen zur Tötung behinderter Neugeborener, chronisch Kranker oder Unfallopfer auszubreiten.

Die Provokation gelang: Behinderteninitiativen kündigten Widerstand gegen Singer an, der mit seinen geplanten Auftritten vor sieben Jahren der deutschen »Euthanasie«-Debatte zum Durchbruch verholfen hatte, obwohl der Bioethiker meistens am Reden gehindert wurde. Die Bundesärztekammer kritisierte die erneute Einladung ebenso wie Bundestagsabgeordnete der SPD, der Grünen/Bündnis 90 und der CDU/CSU. Die Kongreß-Organisatoren hatten sich gründlich verschätzt, der Protest drohte die gesamte Veranstaltung zu kippen. Sie zogen die Notbremse: »Wir haben Peter Singer eingeladen, obwohl wir andere Ansichten vertreten als er, und wir nehmen die Einladung zurück, obwohl wir diesen Schritt für falsch halten.«

Die unfreiwillige Komik ihrer Erklärung zur Ausladung Singers halten die Veranstalter konsequent durch. So hätten sie sich »gezwungen gesehen, Rollstuhlfahrer, welche die Veranstaltung gewaltsam zu blockieren suchten – wenn wir sie nicht diskriminieren wollten – , durch die Polizei abtransportieren zu lassen. Das wollen wir weder den betroffenen Demonstranten noch der Polizei ... oder uns antun.« Zur Freiheit des Wortes – gemeint ist damit der Verzicht, sich die Tötungsphantasien in freier Rede vortragen zu lassen – äußern die Organisatoren: »Insofern bedauern wir, zu solch einer Diskriminierung beizutragen. All die Behinderten, die uns wegen dieser impliziten Diskriminierung gebeten haben, an der Einladung Peter Singers festzuhalten, bitten wir hiermit öffentlich um Entschuldigung.«

Die Umkehrung des Protestes mag noch als ein geübtes, wenn auch durchsichtiges therapeutisches Verfahren durchgehen, das dazu dient, sich selbst wieder aufzubauen. Die verteidigende Bezugnahme auf die Geschichte – »daß all die Bestialitäten der Nazi-Zeit auch deshalb stattfinden konnten, weil in Deutschland die Meinungsfreiheit nicht genügend geschützt wurde« – ist allerdings unerträglich. Immerhin war Heidelberg ein Zentrum der Medizinverbrechen im Nationalsozialismus.

Schon im Oktober 1933 wurde der Psychatrieprofessor Carl Schneider nach Heidelberg berufen. Er entwickelte noch heute anerkannte arbeitstherapeutische Konzepte, gleichzeitig beteiligte er sich an der Ausarbeitung eines »Sterbehilfe-Gesetzes«. Schneider favorisierte die Umschreibung »Erlösungstod« für die bevorstehende Ermordung der Anstaltsinsassen. Die Klinik Heidelberg-Wiesloch wurde Zwischenanstalt der »Euthanasie«-Transporte, in der Kinderfachabteilung wurden Kinder mit Luminal- oder Morphiumspritzen getötet (eine Methode übrigens, die auch Peter Singer befürwortet). Schneider untersuchte in der Forschungsanstalt Heidelberg-Wiesloch Hirne der zuvor von ihm ausgewählten Anstaltsinsassen, um den Nachweis zu erbringen, daß Idiotie auf fehlende Hirnteile zurückzuführen sei. In einer zukunftsweisenden Psychiatrie-Denkschrift, die er zusammen mit den Psychiatern Rüdin, de Crinis und Nitsche 1943 vorlegte, heißt es: »Aber auch die Maßnahmen der Euthanasie werden umso mehr allgemeines Verständnis und Billigung finden, als sichergestellt und bekannt wird, daß in jedem Fall bei psychischen Erkrankungen alle Möglichkeiten erschöpft werden, um den Kranken zu heilen oder doch soweit zu bessern, daß sie, sei es in ihren Berufen, sei es in einer anderen Form, volkswirtschaftlich wertvoller Betätigung zugeführt werden.«

Die erfolgreichen Aktivitäten gegen die Einladung Singers haben gezeigt, daß der Widerstand gegen die neuen »Euthanasie«-Bestrebungen Wirkung zeigen kann. Das ist allerdings kein Grund, beruhigt zu sein. Denn die Diskussion um die Legalisierung der »aktiven Sterbehilfe« läuft fast unbemerkt in philosophischen Seminaren, akademischen Sitzungen oder TV-Dokumentationen, die das »Euthanasie«-Musterland Niederlande zum Vorbild erklären. Es fällt manchen Sozialdemokraten und einigen Grünen leicht, gegen die ungeschönten Tötungsideen eines Singer zu protestieren, lenkt das doch den Blick ab vom Bonner Institut für Ethik und Wissenschaft im rot-grün regierten Nordrhein-Westfalen. Diese Institution folgt dem Vorbild internationaler Einrichtungen, die, wie Singer in Melbourne, Menschenrechte an Eigenschaften wie Rationalität, Autonomie und Selbstbewußtsein knüpfen und Kosten-Nutzen-Erwägungen mit einer »Gesamtsumme menschlichen Glücks« verbinden. Das Institut für Ethik und Wissenschaft bestimmt in aller Stille, wohin die Reise gehen soll. Erst kürzlich veranstaltete es eine internationale Tagung zur Frage: Wann darf Wachkomapatienten die Nahrung entzogen werden – nach drei, sechs oder nach zwölf Monaten?

Auch die kritischen Einwände der Bundesärztekammer gegen Singer, der im übrigen Spitzenkandidat der Partei der Grünen im australischen Victoria für die diesjährigen Senatswahlen ist, scheinen mit Bedacht gewählt: Ein Ausschuß der Ärztekammer diskutiert derzeit im internen Kreis eine Neuregelung der Sterbehilfe. Letzter Anlaß für die Überlegungen zur Novellierung des Verbots der aktiven Sterbehilfe ist das Urteil des Bundesgerichtshofes aus dem Jahr 1994 zum »Behandlungsabbruch bei einer entscheidungsunfähigen Patientin«. Danach darf »ausnahmsweise ein zulässiges Sterbenlassen« durch Einstellen der Ernährung »nicht von vornherein ausgeschlossen« sein, »sofern die Patientin mit dem Abbruch mutmaßlich einverstanden ist«. Im Klartext heißt das: Töten durch Verhungern- und Verdurstenlassen. Der Auftritt eines Krawall-Ethikers wie Singer würde dieses unauffällige Verschieben ethischer Auffassungen in die Richtung des ökonomisch-technisch orientierten Menschenbildes nur stören.

Der Einfluß der Tötungsethik reicht mittlerweile weit. Das belegt die Ausgabe 1/96 der Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung, »Mittelweg 36«. In einem Aufsatz wird dort über »Ärztliche Entscheidungen über Leben und Tod in der Neonatalmedizin« philosophiert. Der Verfasser scheut sich nicht, die »Euthanasie« für bestimmte Neugeborene zu bejahen und bei andern »Fällen« über die Tötung behinderter Säuglinge nachzudenken, obwohl Erwachsene mit der in Frage stehenden Erkrankung in Deutschland eine gut organisierte Selbsthilfegruppe betreiben. Autor des unsäglichen Artikels ist Reinhard Merkel, der ehemalige »Zeit«-Journalist, der seit 1989 keine Gelegenheit ausgelassen hat, um Peter Singer in Deutschland hoffähig zu machen.

Udo Sierck schrieb in KONKRET 11/95 über medizinische Experimente an Patienten

Konkret 05/96, S. 36

Werner Pirker

Staatsstreich in Permanen□

Recht□ eitig vor den russischen Pr□ sidentschafts□ ahlen am 16. Juni richten □ estliche Politiker und Kommentatoren ihre □ ffentlichkeit neu aus. Z□ ar gilt ihnen Jel□ in seit Tschetschenien als Sch□ einehund, aber gegen den □ Altkommunisten□ u aussichtsreichen Pr□ sidentschaftskandidaten Gennadi Sjugano□ kommt der ihnen gerade recht

Und ewig brummt der russische Bär. »Während die Amerikaner gegenüber China den Drachentöter spielen, lassen sie den russischen Bären in Tschetschenien stillschweigend seine blutige Spur ziehen«, heißt es im Chefkommentar der »Wirtschaftswoche«. Es scheint, als wollten sie die Niederlage Jelzins bei den für Juni geplanten Wahlen gar nicht mehr abwarten. Der Bär soll jetzt schon unter Quarantäne gestellt werden. Denn der Beschluß der russischen Staatsduma, die Auflösung der Sowjetunion für null und nichtig zu erklären, spiegele, urteilt die »FAZ«, nicht nur die »Stimmung der Altkommunisten und Ultranationalisten« im Lande wider, sondern entspreche auch »einem weitverbreiteten, als patriotisch ausgegebenen Herzenswunsch der Militärs und jener Staatssicherheitsorgane, die im Apparat des Kremlherren eine immer einflußreichere Rolle spielen«.

Der deutsche Leitartikler fürchtet weniger eine mögliche Restauration der UdSSR und ihrer Gesellschaftsordnung als vielmehr vermeintlich großrussische Ambitionen des Kreml nach absoluter Beherrschung des postsowjetischen Territoriums. Man war nicht immer so kleinlich. Als Alexander Ruzkoj am 21. August 1991, damals noch Jelzins Mann fürs Grobe, vom Balkon des Weißen Hauses herab verkündete, hier und heute werde Großrußland geboren, empfand man das im Westen als ein wenig übertrieben, aber keineswegs als anstößig. Rußland als Siegermacht über die Sowjetunion schien zu einem würdigen Mitglied der internationalen Wertegemeinschaft geworden zu sein.

Das sollte sich bald ändern. Über die Stellung des postkommunistischen Rußlands in der Welt beklagte sich der russische Schriftsteller Michail Karpow im Oktober 1994 in einem Beitrag für die »Nesawisimaja Gazeta«: »Als sich Rußland mit der Demontage der sowjetischen Großmachtpolitik beschäftigte, sang man ihm Loblieder und deutete seine rasche Integration in die europäische und Weltgemeinschaft an. Als nichts mehr zu demontieren war, fiel der Schlagbaum direkt vor seiner Nase herunter.«

Das Prinzip, das alle politischen Gebote bestimmt, die Rußland auf seinem Weg zu »Demokratie und Marktwirtschaft« auferlegt sind, lautet Unterordnung. Rußlands liberales Westlertum, das im Bündnis mit dem Jelzinismus kurzzeitig die Hegemonie ausübte, folgte den Geboten des Metropolen-Kapitalismus mit nahezu religiöser Inbrunst. Aber die Romanze mit dem Westen fand ein baldiges Ende. Nur »für einen kurzen historischen Augenblick«, schreibt Christian Schmidt-Häuer in der »Zeit«, habe es eine »konzeptionelle Einheit zwischen Gaidars Preisfreigabe und Kosyrews Definition der außenpolitischen Interessen« gegegeben. Und weil auch der »Zeit«-Autor hinterher ein wenig klüger ist, gibt er immerhin zu bedenken, daß die Strategie der »gleichzeitigen Preis- und Imperiumsfreigabe« vielleicht doch etwas zu »eindimensional« gewesen sein könnte.

Die Beschlüsse der russischen Staatsduma vom 15. März 1996 »über die Vertiefung der Integration der Völker, die die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken bildeten«, »über die Aufhebung des Beschlusses des Obersten Sowjets der RSFSR vom 12. Dezember 1991, in dem der Vertrag über die Bildung der UdSSR gekündigt wurde« sowie »über die rechtliche Gültigkeit des Ergebnisses des Referendums der UdSSR vom 17. März 1991 für die Russische Föderation« wurde von ihren Initiatoren als ein »Schritt zur historischen Wahrheit« kommentiert, der keineswegs den Versuch beinhalte, den Status quo zu verändern. »Das Recht auf Wiedervereinigung gehört den Völkern allein«, bemerkte der KP-Vorsitzende Gennadi Sjuganow mit dem ihm eigenen Pathos. Gleichwohl war die russische Machtkrise offenkundig, war ein Hauch von Doppelherrschaft spürbar geworden. Obwohl »mit Blick auf Verfassung und Völkerrecht irrelevant« (Jelzin), könnten die Beschlüsse doch so etwas wie einen »Krieg der Gesetze« eingeleitet haben. Einen solchen hatte Jelzin gegen die Sowjetunion geführt und siegreich beendet.

Im Jahrhundertkampf zwischen den beiden größten Ländern der Erde mußte die Sowjetunion Rußland unterliegen, weil Rußlands Eigenstaatlichkeit jene obsolet gemacht hatte. Wenn nun die Duma-Deputierten die Rechtmäßigkeit dieses Vorgangs in Zweifel ziehen, weil der Oberste Sowjet Rußlands gar nicht befugt gewesen sei, die Gründungsvereinbarung der UdSSR, also ein sowjetisches Verfassungsgesetz, aufzuheben, stellen sie die verfassungsmäßigen und rechtlichen Grundlagen des gegenwärtigen russischen Staates zumindest politisch in Frage. Die eigentliche Botschaft der Duma lautet: Die Jelzinschtschina ist ein Regime des permanenten Staatsstreiches.

Diese Botschaft hätte beinahe ihre unmittelbare Bestätigung erfahren. Am Sonntag, den 17. März, habe das Regime zu einem weiteren Schlag ausgeholt, teilte der Vorsitzende der russischen KP (KPRF) und aussichtsreichste Präsidentschaftskandidat, Gennadi Sjuganow, am 19. März via »Prawda« mit. »Männer mit Schulterstücken und Ehre« hätten die Katastrophe, das heißt: zivile und militärische Auseinandersetzungen im ganzen Land verhindert. Sjuganows Behauptungen wurden am 23. März in der Fernsehsendung »Dni« vom Vorsitzenden des Duma-Ausschusses für

Sicherheitsfragen, Viktor Iljuchin, bestätigt. Am angegebenen Wochenende, sagte er, habe es rund um Moskau Truppenbewegungen gegeben, seien Spezialeinheiten in die Hauptstadt verlegt und die Milizkräfte in Bereitschaft versetzt worden. Entscheidend für die Absage (Vertagung?) der Notstandsinszenierung sei, so die »Prawda«, die Weigerung von Innenminister Kulikow gewesen, der auf die Aussichtslosigkeit eines Zweifrontenkrieges gegen Tschetschenen und Opposition verwiesen habe.

Das eigentlich Sensationelle dieses »Prawda«-Berichts aber bestand darin, daß er die internationale Öffentlichkeit vorerst nicht erreichte. Die Kreml-Astrologen des Westens, seit jeher in der Kunst geübt, aus den Zeilen der Moskauer Zeitung mehr herauszulesen, als dort geschrieben steht, ignorierten kollektiv die Ausgabe vom 23. März, in der dem russischen Titelverteidiger von keinem anderen als seinem gefährlichsten Herausforderer vorgeworfen wurde, die Präsidentenwahlen mit irregulären Mitteln entscheiden zu wollen.

In Rußland spielen Kreml-Führung und Parlament derweil Hase und Igel. Vitali Tretjakow, Chefredakteur der »Nesawisimaja Gazeta«, vermutet hinter den Duma-Beschlüssen eine hinterlistige Taktik der Kommunisten, den Kreml für den Sieg Sjuganows arbeiten zu lassen, »weil nun alle praktischen Schritte des Präsidenten zur Reintegration des postsowjetischen Raums als Erfüllung des Duma-Beschlusses ausgegeben werden können«. Entsprechend fiel Sjuganows Kommentar zur Gründung des Staatenbundes zwischen Belorußland und der Russischen Föderation aus. Dieser sei eine »recht energische« Umsetzung der Parlamentsbeschlüsse, sagte er. Und überhaupt: »Der Präsident sollte uns dafür dankbar sein, daß wir ihm geholfen haben, die Integration zu vertiefen.« Denn damit, so der kommunistische Duma-Vorsitzende Seleznew, habe Jelzin Gelegenheit erhalten, den Prozeß seiner politischen Rehabilitierung einzuleiten.

Je mehr Jelzin aber der objektiven Tendenz zur Reintegration Rechnung trägt, desto unbarmherziger wird er vom Belowescher Wald eingeholt, in dem er im Dezember 1991 die Auflösung der Sowjetunion mitbeschlossen hatte. Das muß ihm bei der Unterzeichnung des Abkommens mit Minsk über die Bildung einer russisch-belorussischen Union peinlich zu Bewußtsein gekommen sein. Denn da konfrontierte der belorussische Präsident Lukaschenko den Kremlchef, der als einziger der Belowescher Troika noch im Amt ist, mit dem Hinweis, daß die Auflösung der Sowjetunion ein »historischer Fehler« gewesen sei. Die Worte des ehemaligen Sowchosvorsitzenden, der 1991 im Minsker Parlament als einziger gegen die belorussische Unabhängigkeitserklärung und damit für den Weiterbestand der UdSSR gestimmt hatte, straften auch die Kirchenglocken Lügen, die eine Wiedervereinigung im Zeichen des orthodoxen Slawentums verkündeten. Denn auch der Belowescher Vertrag war seinem Geist nach panslawistisch.

Im Namen welcher Ideologie sich die Integrationsprozesse auch immer Bahn brechen mögen – über ihre Notwendigkeit sind sich beinahe alle gesellschaftlichen Gruppen einig. Nur das radikalliberale »Reform- und Menschenrechtslager«, die Gaidars und Kowaljows, halten unbeirrbar an der »Imperiumsfreigabe« fest. Es muß für Jelzin enttäuschend gewesen sein, daß die im Westen nach der Duma-Erklärung ausgebrochene Panik kaum Betroffenheit über die massive Infragestellung der verfassungsmäßigen Legitimität des neurussischen Staates verriet. Aber der Metropolen größte Sorge gilt nun mal der Unabhängigkeit der von Moskau »nahes Ausland« genannten Staaten, und der Vorwurf des großrussischen Chauvinismus geht seit Tschetschenien vor allem an die Adresse des Kreml. Daß US-Außenminister Christopher die Duma-Erklärung zum Anlaß nahm, um auf dem Außenministertreffen in Prag die Nato-Osterweiterung in den Rang höchster Dringlichkeit zu heben, war keine freundliche Geste gegenüber dem innenpolitisch in Bedrängnis geratenen russischen Establishment, sondern Wasser auf die Mühlen der Jelzin-Gegner.

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Als Sjuganow seine Kandidatur angemeldet hatte und damit klar war, daß Jelzins endloser Kampf gegen den Kommunismus einem neuen Höhepunkt zusteuert, erfuhr der Mann im Kreml zum wiederholten Male alle Liebe dieser Welt – von den Christophers und Kinkels in rührend-schlichten Worten vorgetragen. Ein berechenbarer Partner sei Jelzin trotz allem, ein zuverlässiger Garant demokratischer Reformen. Eilig begab sich auch Kohl nach Moskau, um Jelzin zu versichern, daß es zu ihm keine Alternative gebe. Das mußte auch Grigori Jawlinski, obwohl in der veröffentlichten Meinung zur großen Reformhoffnung avanciert und als Führungsfigur der Opposition gegen den Tschetschenien-Krieg hochgejubelt, zur Kenntnis nehmen: Im Kampf gegen den Kommunismus setzt der Westen bedenkenlos auf die Moskauer Kriegspartei.

Bei der Beurteilung des eigentlichen Jelzin-Herausforderers, des kommunistischen Kandidaten Sjuganow, herrscht indessen die reine Konfusion. Das gängigste Interpretationsmuster findet sich im Bild des kommunistischen Wolfs im sozialdemokratischen Schafspelz. Häufig gebraucht wird auch das Bild vom Chamäleon, das in Moskauer Parteiversammlungen die kommunistische Restauration verkündet und gleich darauf der in Davos versammelten Elite der Geschäftswelt die Herstellung idealer Investitionsbedingungen verspricht. Was aber ist Sjuganow wirklich? »The Real Zyuganow«, schreibt Adrian Karatnycky in der »New York Times«, »ist weder Kommunist, noch Sozialdemokrat, weder rot noch rosarot, er ist viel schlimmer: ein Weißer – die späte Inkarnation in einer jahrhundertealten Tradition russischer Nationalisten, die der russischen Orthodoxie, der slawischen Einheit und der imperialen Expansion huldigen.« Daß Amerikas liberales Establishment 75 Jahre nach dem russischen Bürgerkrieg eher Partei für die Roten und gegen die weiße

Prämoderne ergreift, ist an sich schon ein interessanter ideologischer Vorgang. Nicht minder interessant ist die hier vorgenommene Beschreibung eines realen Phänomens. Denn Sjuganows Anspruch besteht in der Tat darin, die rote mit der weißen Idee zu versöhnen, um das gesamte patriotische Potential gegen das Jelzinsche Usurpatorentum zu mobilisieren. Er bezieht sich nur da affirmativ auf kommunistische Traditionen, wo die mit der weißen Ideologie kompatibel scheinen: Negativ am Bolschewismus sei der zerstörerische Klassenkampf gewesen, positiv die Herstellung einer auf Volksverbundenheit beruhenden starken Staatlichkeit.

Daß in Sjuganows Beschwörung der Volksmacht ein Einfallstor für fortschrittliche Gesellschaftstheorie vorhanden sein könnte, ist nur schwer vorstellbar. Allein der reale Jelzinismus, der in der Tat einen katastrophalen Entwicklungsbruch in der Geschichte des Lande bewirkte, indem er sämtliche negativen Enwicklungstendenzen in konzentrierter Form in Erscheinung treten ließ, läßt Sjuganows exzessiven Wertkonservativismus nachgerade progressiv erscheinen. Denn die Vergangenheit, vor deren Rückkehr das »Reformlager« für den Fall eines KP- Sieges warnt, ist in ihrer schlimmsten Variante – Rußland als Land der Bettler und Hochstapler – längst in Erscheinung getreten. In seinen Lobliedern auf die Volksmacht, die er aus dem russischen Sonderweg herleitet, macht Sjuganow zwar den obligatorischen Kniefall vor dem »Heiligen Rußland«, entwickelt darüber hinaus aber auch eine radikale Gegenposition zum Jelzin-Regime, dem »kollektiven Rasputin«, und widersteht bislang auch der »weißen« Versuchung, der Bereicherungsanarchie die Konzeption einer »nationalen Diktatur« entgegenzusetzen. Für ihn ist die im Kreml ansässige Autokratie die exakte Entsprechung dieser Anarchie, die sich aus dem Staatsapparat und der mit ihm verflochtenen Wirtschaftskriminalität entwickelte. »So wird der Staat selbst kriminell, zur zentralen Koordinierungsstelle der verschiedenen Interessen der Klasse der Bürokratie«, schrieb er im Juni 1994 in der Zeitung »Sawtra«. Die Jelzinschtschina als Diktatur einer verselbständigten Exekutive, die den Staat zum Selbstbedienungsladen degradierte, könne daher nur durch eine starke parlamentarische Gegenmacht überwunden werden.

Als Agitator in Perm, Nowosibirsk und sonstwo in den russischen Weiten läßt der »große Herausforderer« auch schon mal die Sowjetmacht als einzige legitime Form der russischen Staatlichkeit wiederauferstehen. Vorerst aber, so Sjuganow in seinen im Januar veröffentlichten »Thesen zur Situation«, bestehe das strategische Ziel darin, Rußland aus seiner katastrophalen Lage ohne Gewalt und Blutvergießen herauszuführen. Damit präsentiert sich der KPRF-Chef als moderner Denker jenseits aller russischen Blut- und Boden-Mythen, aber auch jenseits tradierter Klassenkampftheorien: »Heute hat die Linksopposition den stärksten Halt in den sozialen Schichten, die unmittelbar mit der Vergangenheit verbunden sind. Diese war für viele heldenhaft, ruhmreich und uneigennützig. Doch das Leben geht weiter ... Oppositionell sind die ›Erniedrigten und Beleidigten‹. Es gibt aber auch eine höhere Stufe von Opposition. Sie betrifft jene, für die der Rahmen ihres Daseins bereits zu eng geworden ist und die das vorherrschende Niveau der sozialen Beziehungen in der eigenen Entwicklung schon übertroffen haben. Diese Schicht ist zwar in der Gesellschaft führend, aber oft ebenfalls erniedrigt und beleidigt. Eine solche Verbindung schafft die Kraft, die zur historischen Initiative fähig ist.«

Sjuganows Bekenntnis zu einer Moderne, die emanzipatorische Standards einlöst, stellt einen radikalen Bruch mit dem bisherigen Oppositionsverständnis dar. Es beinhaltet eine deutliche Absage an die Manifestationen der Beleidigten während der November- und Maifeiertage und richtet sich an jene Schichten, die sich für die Zerstörer des Totalitarismus gehalten haben und heute als die Betrogenen dastehen: die technische und humanistische Intelligenz. Denn der Hauptstoß der monetaristischen (Gegen-)Reform galt der Zerstörung der materiellenund geistigen Produktion, in der die mo-derne Produktivkraft tätig ist. So ist die Sjuganow-KP zum Kristallisationspunkt einer Gesellschaft geworden, die sich aus den primitiven Formen ihrer (Un-)Ordnung befreien will.

Die 1991 ausgebrochene »kriminelle Revolution« erlebt ihren Thermidor. Das entspricht durchaus auch dem Interesse der bürokratischen Bourgeoisie, die Ergebnisse ihres Raubkrieges zu sichern. Auch pragmatische Reformer wie Jawlinski wenden sich heute vehement gegen den – aus ihrer Sicht – »jakobinistischen« Reformterror der Gaidar-Anhänger, der weit über das Ziel hinausgeschossen sei. Radikal war das falsche »Jakobinertum« freilich nur in seiner Zerstörungswut, nicht in seinem Erneuerungsbestreben. Im Gegenteil: Es bewirkte lediglich eine Reproduktion der bürokratischen Schattenwirtschaft.

Sjuganows Strategie entspricht dem allgemeinen Bedürfnis nach einem geordneten Rückzug: »Vorwärts oder zurück zur Leninschen NÖP, aber keinen Schritt weiter«, mahnt der Vorsitzende, der damit ein starkes Stück Dialektik liefert: Das theoretische Instrumentarium zur Überwindung des Jelzinschen Kriegskapitalismus läge demnach in der Leninschen Konzeption zur Aufhebung des Kriegskommunismus. Gleichzeitig gibt er damit zu verstehen, daß die abgebrochene Reform des Sozialismus noch nicht an ihrem Ende ist: Im Kampf gegen die asoziale Interessensallianz, die als Träger der Gegenreform fungiert, ist sie aktueller denn je.

So ist Sjuganow, der mystische Nationalist, zum Kommunikator einer im Entstehen begriffenen progressiven Reformmehrheit geworden. Denn ohne Demokratie, vertraute er einem verblüfften ZDF-Reporter an, könne es keine wirklichen Reformen geben. Das verfehlt auch nicht seine Wirkung auf das »Dritte Lager« zwischen Jelzinisten und Neokommunisten, das gemäßigte »weiße« Nationalisten, Sozialdemokraten und ein paar moderne Sozialisten vereinigt.

Oleg Rumjanzew, ein integrer Sozialdemokrat, der im Oktober 1993 zu den standhaftesten Verteidigern des Weißen Hauses gehörte, schrieb in der »Nesawisimaja Gazeta«: »Ich war niemals Mitglied der KP, aber ich halte den ›kollektiven Sjuganow‹ mit einer sichtbaren linkszentristischen Orientierung für wesentlich attraktiver als das, was man treffend als ›kollektiven Rasputin‹ bezeichnet.«

Wenn auch mit einem gewissen Ekel, und obwohl nichts investitionsfeindlicher ist als das von den Neurussen angerichtete Chaos, hält die Internationale der Gegenreformer an Boris Rasputin und der Klasse der »Schuliki« (Gauner) fest. Zwar beklagen westliche Medien ziemlich einfältig Jelzins regressive Entwicklung vom »Reformpräsidenten« zum postkommunistischen Politbürochef der Nomenklatura-Partei. Seit Tschetschenien gilt Jelzin als Schweinehund, aber er ist nun einmal – auf Gedeih und Verderb – *ihr* Schweinehund. Und es sind *ihre* Nomenklaturisten, so realsozialistisch deren Kinderstube auch gewesen sein mag. Nicht der Kommunismus wird als Bedrohung empfunden, sondern die Möglichkeit, daß eine Bresche in die weltweite Front der Gegenreform geschlagen werden könnte. Jelzin aber, so dessen einstiger Weggefährte Ruslan Chasbulatow, wäre nicht Jelzin, würde er sich freiwillig von der Macht trennen. Das bedeutet, daß die Russenmafia, vom westlichen Machtkartell gestützt, zum Bürgerkrieg rüstet.

Werner Pirker schrieb in KONKRET 2/96 über den Wahlsieg der russischen KP

Konkret 05/96, S. 39

Henrik Ghanaat

In diesem Sinne
Wahn ist nur ein Wort

Die Behauptung, daß der deutsche Geist schwach werde, weil das britische Fleisch billig sei, schien bis vor wenigen Wochen bloß den Bewußtseinsstand einer Nation zu markieren, die es nie verdaut hat, daß britische Soldaten nicht nur trotz Zwinger und Semperoper Dresden bombardieren, sondern, schlimmer noch, trotz Reichskanzlei und Führerbunker Berlin besetzen konnten. So offensichtlich machte hier der Revanchismus das fremde Fleisch madig, daß auch die Bereitwilligkeit, mit der es zuvor verzehrt worden war, nicht unschuldig sein konnte. Es war wohl ursprünglich versucht worden, den Briten ihr Vieh wegzufressen. Da sie aber drüber fett zu werden drohten – denn der britische Kapitalismus ist erfahrener als sogar der deutsche Revanchismus – , durften sie es zuletzt selbst nicht mehr essen. Einer Verschwörung glich das Bild, das sich der deutsche Geist von den insularen Ursprüngen seiner Krankheit machte. Daß es aber von den Insulanern inzwischen übernommen wurde und sie sich selbst für geisteskrank halten, kann kaum anders als verschwörungstheoretisch erklärt werden. Denn die Opfer, die der Verzehr von Rindern bislang in Großbritannien gekostet haben soll, geben dem auch ohne Hilfe der Herren Creutzfeld und Jakob getrübten Geisteszustand der Deutschen zuviel Wahrheit, als daß man nicht an eine Tränkenvergiftung durch deutsche Geheimdienste glauben möchte.

Wenigstens aber kann von einer Verseuchung der britischen Öffentlichkeit gesprochen werden. Denn im Unterschied zum Waldsterben, das im Ausland immer nur ein deutsches Fremdwort blieb und statt der Gefährdung der eigenen Bäume die – sei's bedrohliche, sei's lächerliche – Unerschütterlichkeit der deutschen Heimatliebe bezeichnete, fand der Rinderwahn als »Mad-Cow-Syndrome« auch in den englischen Sprachschatz Eingang. Und als Wort breitete er sich unaufhaltsam aus. Um so schlimmer, wenn er nach den Kriterien der Wissenschaft recht behält. Sie kann ihn nur heilen, wenn sie ihn widerlegt, und auch dann nicht immer.

Bestätigt sie ihn, wird er ansteckend. Je dringlicher die kranken Kühe zum Abdecker gebracht werden müssen, desto gesünder wirken sie im Vergleich zu den Menschen, die sie aufs Deckblatt bringen. Ganz Europa hat sich infiziert und betreibt nun die Agrarpolitik des »Spiegel«. Die europäische Wirtschaftspolitik wurde zuvor schon durch die deutsche Angst vor der neuen Währung germanisiert. An entsprechenden Zwangsvorstellungen für die anderen Bereiche wird gearbeitet. Es stehen noch aus: Innen- und Außenpolitik, Kultur, Sport, Lokales und Modernes Leben.

Konkret 05/96, S. 39

Michael Schilling

In diesem Sinne
Die Fetten von Dingsda

Darf ich bitten?, fragt Herr Gröhe, Vorsitzender der »Jungen Gruppe der CDU/CSU-Bundestagsfraktion«: »Die Basis vieler Gespräche war das Erlebnis, daß zwischen jungen Schwarzen und jungen Grünen häufig die Chemie stimmt.« Ist mir ein Vergnügen, antwortet Frau Sager, Vorsitzende der Grünen: »Natürlich sehen wir, daß viele der jungen CDU-Nachwuchspolitiker erstaunliche Affinitäten zu grünen Themen zeigen.« Ich tanze mit dir in den Himmel hinein?

Wer Richtung und Geschwindigkeit vor Augen hat, in welchen die grünen Realpolitiker die Realität zu ihrem Programm erklärt haben, zweifelt keinen Augenblick, daß Frau Sager mit jedem geht, der sie irgendwas werden läßt, und sei es Ministerin für die vorübergehend tschechisch besetzten Ostgebiete. Gewiß, ein paar Stänkerer wird es in ihren Reihen immer geben, aber die Partei als ganze würde ihrer Führung nach Olmütz (noch: Olomouc) nicht weniger tapfer folgen als nach Sarajevo.

Wenn aus Schwarz-Grün trotz alledem nichts werden sollte, wird es an den Grünen nicht gelegen haben. Eine politische Farbe, der sich die Grünen – nach einer Schamfrist von zwei, drei Monaten – versagten, eine Nuance deutscher Außen-, Militär-, Polizei- oder Umweltpolitik, der die Grünen mit Verlaß widerständen, gibt es nicht. Wenn die beiden Fetten von Dingsda, der von Oggersheim und der von Bockenheim, zusammen nicht kommen, werden daran Rücksichten schuld sein, die eine der Parteien hindern, die Modernisierung des Standorts Deutschland mit der notwendigen Radikalität zu betreiben.

Diese Partei wird die Union sein. Mögen einige ihrer Politiker die Grünen heute noch verdächtigen, irgendwelche »linke« Konterbande in eine Regierung schmuggeln zu wollen, morgen werden ihre Kolpingsöhne, übermorgen sogar ihre Yuppies bemerken, daß dieser Verband studierter Selbständiger und Staatsangestellter die asozialen Interessen seiner Grüngürtel-Klientel noch rücksichtsloser verfolgen wird als die FDP die der Deutschen Bank. Wo eine rechte Volkspartei endet, die solchem Mittelstand die Zukunft weiht, haben die britischen Konservativen vorgemacht. Auch in Deutschland werden die Stimmen der Spekulanten und der Buntglastrenner zu keiner Mehrheit reichen. Was sich da mit chemischer Affinität von links zu nahen scheint, bedroht die Union von rechts.

Konkret 05/96, S. 39

Mathias Wedel

In diesem Sinne Griff ins Mistbeet

In der Abteilung für Agitation und Propaganda der Berliner Administration sitzen ganz offensichtlich Stümper. Sie waren auch bisher schon nicht besonders erfolgreich – aber jetzt, wo es gilt, Berliner Staatsgewalt unblutig ins »Umland« auszuweiten, produzieren sie Flops »in Folge«, wie der Westler sagt.

»Ein Land für alle!« – das ging daneben: Die Westberliner verspüren nicht die Neigung, ihr verlottertes Paradieschen mit noch mehr grobianischen Ostlern zu teilen. »Eins für alle!« ist gleichermaßen eine Kriegserklärung an den Osten, dessen Bewohner inzwischen gelernt haben, daß das, was angeblich »für alle« da ist, dem Westen gehört. Ihnen jedenfalls nicht.

Die Begriffe »Vereinigung« und »Einheit« sind mit Angst besetzt, der Angst vor dem Totalitarismus der Westberliner Oberklasse, deren grobschlächtiger Kulturkampf gegen die Berliner Ossis man vom fernen Neuruppin oder Schwedt aus schaudernd beobachtete. Mit »Versprechern« wie dem des Westberliner CDU-Kriegers Klaus Landowsky, er wolle nach erfolgreicher Landnahme in Brandenburg »sozialistische Wärmestuben« ausräumen, sehen sie Gehirnwäsche, Ausgrenzung und Erniedrigung auch auf sich zukommen.

Von »Länderehe« mag inzwischen keiner mehr sprechen – das war der erste Griff ins Mistbeet, den sich die Senatsberater bei dieser Kampagne geleistet haben. Kann man sich etwas Schrecklicheres vorstellen als eine Ehe? Wurde nicht schon die Brachialkopulation der beiden deutschen Staaten als »Hochzeit« verniedlicht? Und was für ein Horror ist daraus geworden!

Wenn es nach dem 5. Mai einen Sieger geben sollte, dann heißt er PDS. Mit sicherem Instinkt für das Schmerzzentrum der Ostler hat sie die juristische Formulierung von der »Abwicklung des Landes Brandenburg« aufgegriffen. Abgewickelt – das wurde fast jeder ostdeutsche Werktätige seit 1990 schon einmal. So viel Täppischkeit hätte selbst in Bonn dem Diepgen niemand zugetraut.

Als vorläufig letzter Höhepunkt der Kampagne wird der Potsdamer CDU-Generalsekretär Thomas Klein im Zirkus auftreten, zusammen mit Regine Hildebrandt, die auf einer Ziege reiten soll. Falls das den »Stimmungsumschwung« auch nicht bringt, haben beide Staatskanzleien vor dem 5. Mai nach diversen Verheißungen (79.000 Arbeitsplätze!) bestimmt noch ein paar Drohungen in petto. Aber womit soll man Leuten drohen, die unten angekommen sind?

Konkret 05/96, S. 40

Knud Kohr, Stefan Ripplinger

Kunst & Gewerbe

Gute Gesinnung 1

»Frauen«, findet Heiner Geißler (CDU-Fraktionsvize), »sind schlimmer dran als Robben – und keinen interessiert's.« Wer sich nämlich für Frauenrechte einsetze und nicht für Robbenrechte, könne sein Anliegen nur in Ausnahmefällen mit herzerweichenden Kulleraugenbildern »untermauern«, wohingegen das Meer relativ leicht vor der Versenkung einer Ölplattform zu bewahren sei – meinte Geißler anläßlich einer Fachtagung der Evangelischen Akademie in Tutzing zum Thema »Medienverbund der guten Gesinnung«. Robben haben größere Augen als Frauen.

Gute Gesinnung 2

»Schritt halten mit Gott« will nicht mehr das »Neue Deutschland«, das am 29. März auf Seite 1 seiner Ausgabe feststellte: »Allmacht der Bibel ist gefallen«, immer noch aber das Evangelische Missionswerk in Deutschland, welches eine Studie in Vorbereitung der Welt-Missionskonferenz erstellt hat, in der es heißt: »Das Christentum war von Anfang an eine missionarische Religion. Der Auferstandene selbst hat seinen Jüngern geboten, die Botschaft des Evangeliums bis an alle Enden der Erde zu tragen. In der Befolgung dieses Gebots« – mordeten, massakrierten und brandschatzten, unterwarfen und versklavten sie unschuldige Völker auf der ganzen Welt? – »wurde das Evangelium, das seinen Ausgangspunkt mit Jesus im Zusammenhang jüdischer Kultur hatte, in weite Gebiete der Welt getragen. Dies bedeutete nicht nur eine einfache Weitergabe des einmal formulierten Evangeliums vom Heil in Christus an andere Völker und Kulturen«.

Gute Gesinnung 3

»Was hat der Kampf der Zapatistas in Chiapas mit Wiglaf Droste zu tun?«, fragt die Autonome Chiapas-Gruppe Hamburg die »LeserInnen« des Wurfblatts »Zeck – Info aus der Roten Flora« und fordert die Edition Nautilus auf – Verleger einerseits von Droste, andrerseits von *Land und Freiheit*, einer Publikation, mit der ein Bündnis verschiedener politischer Gruppen die mexikanische Befreiungsbewegung der Zapatistas unterstützen möchte – , sich öffentlich von ihrem Autor (wg. »Täterschutz« etc.pp.) zu distanzieren und seine Publikationen nicht mehr zu verlegen. »Solange dies nicht geschieht«, so ihr Bescheid an den Verlag, »lehnen wir jede weitere Zusammenarbeit mit >Land und Freiheit< ab.« Denn – jetzt kommt's : »Nur das praktische Verhalten zu den programmatischen Zielen ist das Kriterium einer Bewegung.«

Leute, die solche Sätzen bewerkstelligen, sind es also, die den Zapatistas, die es nicht glauben werden, nun die Solidarität zu entziehen meinen müssen. Und wohl auch sollten.

»Tempo« platt

Das Lachen, schrieb Spinoza, sei an und für sich gut, und um so besser lacht es sich, wenn das Malheur den dezidiert Dorfdöfsten trifft: Die Illustrierte »Tempo« gibt's nicht mehr, der kreische Quaddelkack ist ausgestanden bzw. von »Amica«, »WOM Journal« und »Schöner Wohnen« ausgehebelt, erschrockene Kollegen aller Klassen munkelten schon trefflich rum, woran's gelegen haben mag, zu wenig Farbanzeigen, Käufermäuschen oder was weiß ich, jedenfalls darf auf den Wegfall dieser Arbeitsplätze mal was ausgetrunken werden – »hinaus aus Wien mit diesem Schuft« betitelte Karl Kraus einst seinen Kampf gegen eine evtl. gleichfaule Pressebrühe samt Chefredakteur, und apropos Chefredakteur:

Den letzten kenne – nun muß man sagen: kannte – ich persönlich, stand mit ihm in Bochum an der Disco-Theke, vor Jahren, Walter Mayer war (von der »Bunten«, glaube ich) frisch an den Jahreszeiten-Verlag, nämlich »Prinz«-Kommunikation verkauft, dem Gehirn o.s.ä. der einzelnen »Prinz«-Stadtausgaben, ich Idiot war damals Ruhrgebiets-»Prinz«-Kolumnist, und er war nett, verdammt. Jung, zynisch, eloquent, gebildet, mit einem allerdings zu engen Anzug und entschlossen, aus dem bis dato spurenweise gegenöffentlichen Magazin ein auf den neuesten Sonderangeboten souverän mitsurfendes Topeselchen zu machen. Es gelang; der größte Stiefel hat den größten Absatz, und hiesige Jugendliche sind zudem sehr klein.

Vor einigen Jahren, etwa, übernahm Walter »Goldwin« Mayer dann simultan die Chefredaktion bei »Tempo«. Bis dahin hatte eine Zeitlang Michael Jürgs Lesbares ins zudem ja reichlich ordinäre Deppenblatt geschmuggelt (Model-Contests, nackte Weiber, Wichsvorlagen noch und noch); er wurde erschossen. Mayer, vom Erfolg ganz doof, machte auch aus »Tempo« einen »Prinz«, vergaß freilich – die Rockkonzerttermine und Kontaktanzeigen. Hat er echt einfach vergessen. Erst merkten das die blöden Leserquallen nicht, wedelten sich halt einen nach dem andern von der Palme. Anfang April

kam aber plötzlich alles raus, die Abstimmung am Kiosk tat ein Übriges. Schade ist's um die »Tempo«-Kolumnisten a) Uwe Kopf, b) Maxim Biller.

a) Da weiß ich leider nichts zu. Aber zu b) weiß ich auch nichts. Hm. Na ja – zumindest eben nur so viel, daß der in waghalsigster Konkurrenz zu den aufstrebenden Kolumnisten, Glossisten und Jungdichtern der Republik stehende Biller Max gar nicht mal den übelsten Eindruck hinterließ – und weiter hinterlassen wird. Ausgesucht teleopportun, ich erinnere mich genau, hampelte er zwar in Klagenfurt als Jurymitglied rum, repräsentierte damit so etwa aufs vorzüglichste und in reiner phänomenologischer Symptomatik das »Tempo«-Prinzip, halt immer schon ostentativ die eigene Masken- bzw. Arschhaftigkeit zu verhökern; und förderte gegenüber dem störrischen Kritikerpack, so meine ich noch heute richtig zu liegen, auch einen Text Altenburgs als circa »sozialen Realismus« oder so was – hatte aber damit keinen Erfolg und fiel glatt durch. Ein anderer Schützling machte das Rennen, und es mag sich damals schon abgezeichnet haben, daß die neue, die »Tempo«-gestützte, die Zeitgeistliteratur à la longue nicht würde durchgesetzt werden können; wegen ihrer teils lächerlichen Sujets, ihrer zumeist grundsoliden Verschlamptheit, ihrer insgesamt doch zu leicht durchschaubaren Hohlheit.

Im »Tempo«-Chefredaktionsberater Chr. Kracht durfte diese hefteigene Mischung und üble Mixtur aus Baba-Distinguiertheit und infantilem Deutschlandgewalle ihren wirklichen Höhepunkt erreichen. Danach ging nichts mehr, Zeitgeist und Zeitgeist-»Reflexion« (s. Krachts Hitlerroman *Faserland*) in einem war doch zu gewagt, zumal dann, wenn der Werbelärm hinterher das Produkt um so nachhaltiger in Vergessenheit geraten läßt. Ein letztes Aufbäumen. Gott ist gerecht.

T. Gsella/J. Roth

Gute Gesinnung 4

»Was macht eine Künstlerin, der es droht, im Ocean der Einfälle, Ideen und Visionen unterzugehen?«, fragt sich Bussi Buhs, die in der Rubrik »Künstlerinnen unter uns« der vierteljährlich erscheinenden Hochglanz-Zeitschrift »ab 40« vorgestellt wird. »Nun, sie zappelt und strampelt mit Armen und Beinen um ihr Leben und versucht zu schwimmen, falls sie es gelernt hat.« Außerdem macht sie – natürlich – Kunst, was sonst, und Schmuck, z.B. »Flora Krautmoser«, ein Objekt mit diesem Text: »In ihrem Hirn wächst Moos und Kraut...«

Was Bussi Buhs denkt, wer sie ist, kann auf weiteren Seiten des Hochglanzmagazins mit schwer esoterischer Schlagseite nachgelesen werden. Zu jedem der »Kunstwerke« erdenkt sie sich »Personagen«, die alle »friedlich miteinander in multikultureller Symbiose« stehen sollen. Was die Zeitungsmacherinnen über Frauen »ab 40« und deren Kunstgeschmack denken, ist an den Künstlerinnen erkennbar, die sie porträtieren: Frauen, die Seidentücher bemalen, wie es sie an Open-Air-Ständen zu kaufen gibt, die dann in die Luft geworfen und fotografiert als »Teil des spirituellen Prozesses« deklariert werden.

Das Kind im Schliemann

Hisarlik, Türkei, Mai 1873: Der Geschäftsmann und dilettierende Archäologe Heinrich Schliemann wühlt in historischem Schutt; da trifft er »auf einen großen kupfernen Gegenstand von sehr merkwürdiger Form, der sogleich meine ganze Aufmerksamkeit um so mehr auf sich zog, als ich glaubte, Gold dahinter schimmern zu sehen«. Der Habgierige hält es für »geboten«, das Gold »mit größter Eile und Vorsicht vor der Habgier meiner Arbeiter in Sicherheit zu bringen« (*Selbstbiographie.* 8. Aufl., Wiesbaden 1955). Er wird später behaupten, er habe in »Troja« den »Schatz des Priamos« gehoben.

Moskau, September 1987: Ein Kustos des Puschkin-Museums, Grigori Koslow, stößt im Keller des Kultusministeriums »auf etwas, das ihm den Atem stocken (läßt): ein handgeschriebenes Dokument«, welches belegt, daß sich der »berühmte Schatz von Troia« in der sowjetischen Hauptstadt befindet (K. Akinscha/G. Koslow: *Beutekunst. Auf Schatzsuche in russischen Geheimdepots.* München 1995). Koslow beschließt, den Fund der antisowjetischen Welt bekanntzumachen und damit berühmt zu werden.

Moskau, Frühjahr 1996: »Monatelang« haben sich Mitarbeiter der Illustrierten »stern« um »Zugang zum legendären Priamos-Schatz« bemüht. Die Mühe hat sich gelohnt; der Geist von Schliemann wird ihnen erscheinen. »Wie eine Kirche, die noch auf das Allerheiligste wartet, liegt der Saal Nummer 7 des Moskauer Puschkin-Museums im Halbdunkel.« Der Chef-Archäologe des Moskauer Puschkin-Museums trägt feierlich die Preziosen auf: »Im tiefgefurchten Gesicht des Mittfünfzigers glänzen die Augen vor Begeisterung, als er den Deckel des ersten Kartons abnimmt.« Es »schimmert und blinkt«, und da tränen auch den »stern«-Reportern die Augen. Wenige Zeilen später wird der »›Selfmade‹-Forscher« Schliemann zum »Begründer der modernen Archäologie« ernannt (»stern«, 15/1996).

Hamburg, April 1996: Der Geschäftsmann und Selfmade-Forscher Rudolf Augstein räsoniert im »Spiegel« (15/1996) darüber, daß Schliemann mehr »Nachwirkungen« als Fürst Pückler und Karl May hatte, und daß die alten Griechen »keine Schilder >Hier starb Hektor‹ oder >Hier geht's nach Troja<« aufstellten. Der »Spiegel« braucht kein Schild »Hier schreibt der Herausgeber«, denn kein anderer hätte ganze neun Seiten mit den Früchten seiner Gymnasial-Lektüre füllen dürfen. Augsteins Fazit: »Schliemanns Troja aber wird so oder so Bestand haben.«

Vier Zeugnisse naiver Entdeckerfreude und journalistischen Spieltriebs. Sie zeigen uns, wie man mit etwas Blinken und Schimmern großen Kindern große Freude machen kann, daß Legenden perennierende Pflänzchen sind, und daß Dummheit siegt. Mit Archäologie haben sie nur insofern zu tun, als Heinrich Schliemann einer der größten Verbrecher gegen diese Wissenschaft war. Wie David A. Traill (*Schliemann of Troy: Treasure and Deceit.* New York 1996) kürzlich noch einmal klargestellt hat, machte der ruhmsüchtige Amateur-Archäologe alles falsch, was man falsch machen kann: Er dokumentierte seine Funde ungenügend oder gar nicht, würfelte sie willkürlich durcheinander, brachte, »tollkühn« geworden (Schliemann), Teile ausgegrabener Wände zum Einsturz, er bestimmte falsch (in seinem bildungsbürgerlichen Wahn rückte er die 1.000 Jahre früher entstandenen Schmuckstücke in die Zeit der Homerischen Epen). Damit nicht genug: Er erklärte auf dem Trödel in Athen erworbenes Kunstgewerbe zu antiken Stücken, er log und betrog nach Kräften. Dadurch wurde er zwar nicht zum Begründer der modernen Archäologie, doch immerhin zu einem geachteten Vertreter des Kultur-Imperialismus.

Es ist dieser imperiale Instinkt, der Schliemann berühmt gemacht hat und der die Phantasie des deutschen Publikums reizt. Dabei fließen infantile und nationale Motive zusammen. Während Augstein noch mutmaßt, der »Schatz« komme »uns, sollten wir ihn zurückkaufen, teuer zu stehen« – andeutend, daß ihn sich die Türken, die ihn ebenfalls wollen, nicht werden leisten können – , nennt »Focus« (15/1996) das »Gold des Priamos ... eine Geisel des Kalten Krieges« und zitiert den Direktor des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte, Wilfried Menghin, mit den Worten, schon die Ausstellung der Schliemann-Devotionalien im Puschkin-Museum (seit Mitte April) sei »unrechtmäßig und eigenmächtig«. Denn die als Reparationen von den Russen einbehaltenen Kunstwerke sind – weiß selbst die »Taz« (10./11. 2. 1996) – »aus unzweifelhaft deutschem Besitz«. Das heißt: Für diese Geisel will man keine Auslöse zahlen. Das gehört alles uns. Und vermutlich gibt es noch viel mehr zu holen: »Was zum Beispiel geschah mit Görings Kunstbesitz?« fragt mehr gierig als neugierig der Berliner »Tagesspiegel« (9.2.). Schon zeigt das ZDF (9.4.) »nachgestellte« Plünderungs-Szenen, GIs rauben deutsches Kulturgut, das Ganze mit bedrohlicher Musik unterlegt. Kulturfunktionäre dürfen über die »kulturelle Identität« salbadern, die »uns schon bekannte Dame Irina Antonowa« (Leiterin des Puschkin-Museums) wird vorgeführt, die Zerstörungen der Wehrmacht aber und die Plünderungen der Nazis kommen nur noch beiläufig vor. »Wie die Sieger Bilder klauten« heißt dieses Fernseh-Feature. Aber was heißt »Sieger«? Das sind doch wir!

Wenn Heinrich Schliemann noch einmal über den Acheron gerudert käme, er fühlte sich hier in seinem Element. In diesem Klima aus Welteroberungs-Gelüsten und deutschtümelndem Lug und Trug würde er gewiß sein Auskommen finden. Daß das den Türken und der Wissenschaft abgejagte Gold, Schliemanns höchstpersönliche Beutekunst, noch einmal Titelseiten schmückt, würde ihn freuen. Und vielleicht erfüllen ihm die Deutschen doch noch seinen großen Wunsch und errichten ein Museum mit dem Titel »Schlimmanio«.

Stefan Ripplinger

Die aktuelle Besinnung

Am 13. April dieses Jahres wäre Samuel Beckett 90 Jahre alt geworden, und obwohl der Dichter selbst gar nicht mehr an seinem Geburtstag teilnehmen konnte, wurde dieser bis an den Rand der Begehbarkeit begangen. Nun aber sind alle Festlichkeiten verrauscht, selbst der verspätete Böllerschuß mag nicht mehr grollen, und so ist es Zeit, sich einmal ganz aktuell zu besinnen: Wie bedeutend ist dieser Beckett eigentlich? Um meiner Frage nachzugehen, ist es sinnvoll, Beckett mit einem anderen, ganz normalen Menschen zu vergleichen, der bei ähnlichen Startbedingungen zu differierenden Lebensergebnissen kam. Hier aber drängt sich eine Person geradezu auf: meine Großmutter. Erstens ist sie ebenfalls Jahrgang 1906, zweitens hat sie trotzdem keinesfalls je von sich reden gemacht. Eine ideale Vergleichsperson also. Ist nun Beckett bedeutender als meine Großmutter, und wenn ja, um wieviel? Schreiten wir zur Analyse:

Zunächst einmal ist zu betonen, daß Beckett kein Dummer war. Im Gegenteil. Er hat ordentlich was geleistet und die Literatur vorangebracht. In seinen Werken nämlich werden alle beschriebenen Personen und Handlungen mir nichts, dir nichts zu Abspaltungen des Ichs der jeweiligen Hauptfigur. Und nicht nur das! Eine Entpersönlichung kennzeichnet seine Figuren, deren innere Projektionen sich als farcenhafte Schwundstufen menschlicher Existenz allmählich dem Nichts annähern. Einfach so. Steht in jedem besseren Literaturlexikon. Und Becketts Helden? Die verhalten sich genauso, als läsen sie den lieben langen Tag bessere Literaturlexika. Warten einfach auf Godot wie in »Warten auf Godo«. Lassen sich an Krüge fesseln wie in »Spiel« oder bleiben lieber gleich auf dem Sofa liegen wie Victor in »Eleutheria«. Keine geringe Leistung von diesem Beckett. Er hat dann ja auch den Literaturnobelpreis 1969 bekommen.

Meine Großmutter hingegen hat den Literaturnobelpreis 1969 nicht bekommen. Überhaupt keinen Literaturnobelpreis. Nicht einmal den Friedenspreis des deutschen Buchhandels, und selbst für den Erwerb eines schlichten Mutterkreuzes ist sie zu spät niedergekommen. Aber den lieben langen Tag auf dem Sofa herumliegen, das konnte sie genauso gut wie dieser Victor in »Eleutheria«. Mindestens. Und ebenso, wie Victor höchstens mal die Augen aufschlägt, um nachts einen Schuh zu suchen, hat meine Großmutter höchstens mal die Augen aufgeschlagen, um in einem Heimatroman zu schmökern.

War das Herumdösen meiner Großmutter vielleicht herausragender Ausdruck des Lebensgefühls ihrer Zeit, so daß Beckett gar nicht umhin kam, diesem Phänomen ein Lebenswerk zu widmen? Mit Sicherheit nicht. Denn dann hätte die Herstellung von Heimatromanen 73 Prozent des damaligen Welt-Bruttosozialprodukts ausmachen müssen. Was sie nicht tat.

Sie sehen, ich stecke mit meiner Analyse in der Sackgasse. Lassen Sie sie mich also abschließen: Beckett schrieb in seinem Leben Tausende von Seiten, nach deren Lektüre sich Millionen von Lesern bis heute wochenlang Gedanken über Sinn und Unsinn des eigenen Mittagsschlafs machen. Das Leben meiner Großmutter hingegen bestand zwar überwiegend aus Mittagsschläfchen, wurde aber nicht öffentlichkeitswirksam, weil sie niemanden in ihre Wohnung ließ, um nicht im Mittagsschlaf gestört zu werden.

Andererseits ist Beckett seit dem 22. Dezember 1989 tot. Meine Großmutter hingegen lebt noch, und zwar mittlerweile in einem Altenheim, wo sie längere Mittagsschläfchen hält als jemals zuvor. Sollte uns das zu denken geben? Ist das vielleicht sogar der Sieg der Praxis über literarische Theorie?

Knud Kohr

Konkret 05/96, S. 43

Erwin Riess

Die Kunst des sauberen Geschäfts

»Die Wahrheit, daß sie nichts sind als Geschäft, verwenden sie als Ideologie, die den Schund legitimieren soll, den sie vorsätzlich herstellen.«
Adorno/Horkheimer

Anfang April erklärte die österreichische Schriftstellerin Elfriede Jelinek, daß ihre Theaterstücke künftig nur außerhalb Österreichs zu sehen sein werden. Ihr neues Stück *Stecken, Stab und Stingl*, das die in *Totenauberg* begonnene Verknüpfung großer historischer Linien mit der aktuellen gesellschaftlichen Entwicklung am Beispiel Österreich fortführt und die Briefbombenserie samt den Morden an vier Roma im burgenländischen Oberwart in einen Zusammenhang mit der österreichischen Zeitgeschichte stellt, wurde in Hamburg, nicht in Wien uraufgeführt. Ihre Entscheidung, die keinen Rückzug von Österreich bedeutet, sondern einen Bruch, begründet Jelinek mit dem Haß, der ihr seit geraumer Zeit in Österreich entgegenschlägt; ein Haß, der sich längst aus den Feuilletons in die Politik und den Alltag vorgearbeitet hat und der sich nicht in antisemitischen Rempeleien erschöpft. Die Hatz auf »nestbeschmutzende« Künstler trifft in Österreich kaum auf Widerstand; dieselben staatlichen Würdenträger, die Salman Rushdie gegen den iranischen Staatsterror verteidigen, finden angesichts verleumderischer Plakatserien der FPÖ nur beschwichtigende Worte.

Auf ihren Staat lassen die Österreicher nichts kommen. Keine Kritik, kein Zweifel darf ihm eingeschrieben werden, denn dieser Staat ist nichts als die Monstranz einer Gesellschaft, die unfähig ist, die weltlichen Geschäfte zu führen, und deren Geschäftsleute sich devot gegenseitige Geschäftstüchtigkeit attestieren, wohl wissend (und sich an diesem Wissen heimlich weidend), daß der Unternehmer des Jahres bald schon als Konkursfall des Jahres verhöhnt werden darf. Der Kunsthaß der Österreicher speist sich nämlich nicht nur aus ihrer Geschichte und den damit einhergehenden Verwerfungen, sondern ebensosehr auch aus der Tatsache, daß die österreichischen Bürger auf keinem Gebiet soviel Unfähigkeit entfalten wie im Wirtschafts- und Geschäftsleben, dies aber durch einen hochdotierten Kulturbetrieb zu kompensieren trachten.

Österreichische Banken fütterten den insolventen Baukonzern »Maculan«, der sich als Kriegsgewinnler der deutschen Vereinigung versuchte, indem er die halbe ostdeutsche Bauwirtschaft aufkaufte und in Rußland Wohnsiedlungen für Sowjetoffiziere errichtete, noch mit Milliardenkrediten, als längst offensichtlich war, daß er vor dem Zusammenbruch stand. Ähnlich verhielt sich die sozialdemokratische »Bank für Arbeit und Wirtschaft« im Falle der »Konsum«-Pleite. Österreichische Geschäftstüchtigkeit ist zu einem gefürchteten Exportartikel geworden: Der Justizapparat der EU ist seit Österreichs Beitritt mit Klagen gegen wettbewerbswidrige Ausschreibungen (Regierungsviertel St. Pölten), illegale Preisabsprachen(Papierindustrie), Drogengelder (anonyme Konten) und Insidergeschäfte an der Wiener Börse blockiert.

In dem Land der erfolglosen Geschäftemacher, in dem jeder Leser der »Kronenzeitung« sich als ideeller Gesamtgeschäftsführer des Betriebes Österreich wähnt, stellt die Handvoll geschäftlich erfolgreicher Schriftsteller eine unerträgliche Provokation dar. Nichts nimmt die österreichische Geschäftswelt mehr von sich ein als der behauptete Bankrott der Kunst, der ihr umso glaubwürdiger erscheint, als sie sich schon vor langem der Kultur verschrieben hat. Es ist kein Zufall, daß hierzulande der Beruf des Kulturvermittlers höchstes Ansehen genießt. Der finanziell erfolgreiche Künstler hingegen kann nur ein Scharlatan, ein besonders gerissener Geschäftemacher sein, der seine Tage damit verbringt, darüber nachzusinnen, mit welchen Finten er seinen Marktwert noch steigern könnte.

Daß Künstler einer Spezialistenarbeit nachgehen, die die Wirklichkeit jenseits von Osterfestspielen und den Wochen der schrägen Blasmusik zum Gegenstand hat, und zwar in Gestalt der bestimmten Negation einer bestimmten Gesellschaft, wird nicht der gesellschaftlichen Arbeitsteilung gutgeschrieben, sondern als Geschäftsstörung angesehen. Die ideellen Gesamtgeschäftsführer der Republik Österreich haben daher in Kunstfragen eine unbestechliche Meinung. Es tut dabei nichts zur Sache, ob sie jemals ein Theaterstück von Elfriede Jelinek oder Peter Turrini gesehen, einen Text von Thomas Bernhard oder Michael Scharang gelesen haben; sie glauben a priori zu wissen, daß Künstler zu allem, nur nicht zur Kunst fähige, kulturlose Gesellen sind. Aus diesem Grund attackieren sie nie das konkrete Kunstwerk, sondern immer dessen Produzenten. Nicht das Werk, sondern sein Hervorbringer soll ausgelöscht werden. Der totschlägerische Satz von der *Gesellschaftskritik als Geschäftskalkül* ist stets zur Hand, wenn es gilt, die Staatskultur gegen die asoziale Kunst in Schutz zu nehmen. Hinter dieser Haltung verbirgt sich aber nur die böse Ahnung, daß manche Künstler auch die besseren Citoyens sind.

Diese Schmach kann und will die bürgerliche Klasse samt ihrem kleinbürgerlichen Nachtrab nicht hinnehmen, nicht in diesem Staat, der selber auf einer Geschäftslüge, jener vom antifaschistischen Opfer, gründet. In der Tat sollte man einmal das Experiment wagen, die Geschichte der Zweiten Republik als Geschichte versuchter Betrugsgeschäfte zu lesen. Österreich als Treffpunkt der Welt – in Wirklichkeit wollten und wollen die Österreicher von der Welt einzig deren

Devisen; Österreich als Mittler zwischen Ost und West – tatsächlich unternahm die österreichische Außenpolitik alles, um die eine gegen die andere Seite auszuspielen (von der aktiven Kriegspolitik auf dem Balkan gar nicht zu reden); die immerwährende Neutralität – neutral war Österreich in der jüngeren Geschichte nur einmal, im ersten Golfkrieg, und zwar als Kanonenlieferant sowohl des Iran wie des Irak; die gutnachbarlichen Beziehungen zu Jugoslawien – die hunderttausendfache Ausbeutung sogenannter Gastarbeiter, die bei der ersten Eintrübung der Konjunktur aller Rechte verlustig gingen; die kulturelle Weltoffenheit – ein Evergreen unter den Diplomatenwitzen im New Yorker UN-Hauptquartier.

Doch in den neunziger Jahren ist die Welt der österreichischen Geschäftstüchtigkeit gegenüber auf Distanz gegangen, und sie bekommt dafür in den heimischen Medien die Rechnung präsentiert: Die EU – ein Luftgeschäft; die Uno – ein brotloses Geschäft; das Niederreißen des Eisernen Vorhangs – eine Geschäftsauflösung; die Anerkennung Kroatiens und Bosniens, überhaupt der ganze Balkankrieg – bisher ein einziges Verlustgeschäft. Der Groll auf die sich häufenden Geschäftskatastrophen war schließlich so groß geworden, daß er sich jüngst in einem sozialen Keulenschlag namens Sparpaket entlud, dessen einzige Logik im Haß der Regierenden auf die Regierten besteht.

Die kulturbeflissenen Defraudanten, die sich jedem an den Hals schmeißen, der nach Bankrott riecht, vermögen Kunst nur als unsauberes Geschäft, als Betrug zu begreifen. Das Geschäft mit der Kunst verwechseln sie mit Geschäftskunst, die Geschäftskultur mit dem Kulturgeschäft. Daß auf dem Weg vom Geschäft zur Kultur die Kunst und ihre Produzenten auf der Strecke bleiben, ist von ihnen ebenso kalkuliert wie erwünscht.

Elfriede Jelinek hat daraus die Konsequenzen gezogen. Sie überläßt die österreichischen Kulturträger einem traurigen Schicksal: ihren Geschäften.

Konkret 05/96, S. 44

Rayk Wieland

Moderne Zeiten

Staatliche Kulturförderung oder Kunstsponsoring – eine Preisfrage

Mir scheint alle Kunst nur Kunst für heute zu sein, wenn sie nicht Kunst gegen heute ist.
Karl Kraus (1913)

Was Kunst ist und soll, wozu sie da und was im speziellen ohne sie nicht denkbar ist, darüber sind schon die verschiedensten Meinungen laut geworden – diese aber wohl noch nicht: »Ohne die Beiträge der Künstlerinnen und Künstler ist eine lebendige konkurrenzfähige Informationsgesellschaft nicht denkbar.« Niedergelegt wurde sie in der von Klaus Staeck und Hans Haacke initiierten sog. »Düsseldorfer Erklärung«, in der die beiden und weitere 300 Künstler – unter ihnen Wolfgang Mattheuer, Peter Rühmkorf, Johann Kresnik, Erich Loest, A.R. Penck – den bundesdeutschen Staat warnen, sich aus der Verantwortung für die Kultur zurückzuziehen und die Kunst dem Einfluß privater Sponsoren zu überlassen. »Staatliche Kunstförderung«, heißt es dort, »ist eine Investition in die Zukunft: Investition in die Freisetzung geistiger Kräfte und die Schaffung einer weltoffenen, demokratischen Öffentlichkeit. Kultur spielt unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunken eine wesentliche Rolle. Der Kulturbereich erwirtschaftet heute schon 2,5 Prozent des Bruttosozialprodukts. Das entspricht dem Anteil der Energiewirtschaft. In diesem Beitrag sind die Anteile an anderen Wirtschaftszweigen wie des (sic!) Fremdenverkehrs nicht berücksichtigt.«

Selten ist, zumal in der feierlich erklärten Absicht, die »Autonomie« der Kunst wahren zu wollen, in derart abgefeimt betriebswirtschaftlichem Vokabular über ihre Funktion als Standortfaktor gesprochen und gehandelt worden. Und nicht zu Unrecht. Wer nur einen flüchtigen Blick auf die Veranstaltungen des Kulturbetriebs geworfen hat, wird der Einschätzung beistimmen, daß die Zeiten, wo Kunst und Kultur der Avantgarde das Amt radikaler Zivilisationskritik auszuüben bestrebt und angetreten waren, das fremdbestimmte Leben in der Industriegesellschaft nicht bloß zu affirmieren, vorüber sind. Adornos Befürchtung, daß Kunst im Zeitalter der Kulturindustrie selbst da, wo sie sich kritisch geben möchte, zum »Anhang des materiellen Produktionsprozesses« verkomme, ist längst Realität, und niemand findet etwas dabei.

Denn in der Debatte um Kultur und Sponsoring, die angesichts angeblich leerer Haushaltskassen seit etwa einem halben Jahr die Feuilletons aller größeren Zeitungen beschäftigt, geht es lediglich um die Frage, wer der bessere Financier des Ladens sei: der Staat oder die Privatwirtschaft. Die »Düsseldorfer« votieren dafür, daß Bund, Länder und Gemeinden ihrer grundgesetzlich verankerten Pflicht nachkommen, öffentliche kulturelle Institutionen mit notwendigen Mitteln auszustatten. Andernfalls drohten »amerikanische Verhältnisse«, die Kulturinstitute würden in die Arme von Sponsoren getrieben, die Einfluß auf die Programmgestaltung nähmen. Allerdings sind auch die »Düsseldorfer« dem Sponsoring nicht völlig abgeneigt. »Jede private Mark«, schreiben sie in ihrer Erklärung, »die zusätzlich in die Kultur fließt, ist zu begrüßen.« Und Klaus Staeck ergänzt im Interview: »Sponsoring ist auf Gegenseitigkeit angelegt, das ist auch das Ehrliche daran. Solange die Kunst im Zentrum bleibt, ist wenig einzuwenden. Verkommt sie dagegen zur reinen Produktdekoration, verzichtet man besser« (»Taz«, 13.2.96). Um hier eine Grenze zu ziehen, fordert er einen nicht näher erläuterten »Ethoskatalog für Kultursponsoring« – weil Ethik in finanziellen Fragen bekanntermaßen immer schon eine große Rolle gespielt hat.

Ihnen entgegen stehen Kulturschaffende um den Frankfurter Direktor des Museums für Moderne Kunst, Jean-Christophe Ammann, die nicht etwa jede Form von Kulturjobbing und Produktdekoration ablehnen, sondern, im Gegenteil, eng mit Sponsoren zusammenarbeiten. Sie haben ebenfalls (im vergangenen Herbst) ein Manifest verfaßt, das sog. »Darmstädter Manifest«, in dem sie die steuerpolitische Gleichsetzung der Kultur- mit der Sportförderung fordern, damit Kultursponsoring auch dann steuerlich absetzbar sei, wenn es keine unmittelbare Auswirkung auf die Geschäftsentwicklung der beteiligten Unternehmen hat. Ammann, der in seinem Museum Benetton-Plakate ebenbürtig mit landläufigen Kunstprodukten präsentierte und schon mal Lagerfeld-Modeschauen veranstaltete, hat gewissermaßen radikal ausgesprochen, was ihm dabei vorschwebt: »Teil der Philosophie eines Unternehmens zu werden«, Kunst also ganz in den Dienst der Marke zu stellen, die sie in Lohn nimmt, und das gute Geschäft mit ihr zu fördern. »Was Künstler heute tun«, meint Ammann in schönstem Betriebswirtsdeutsch, »ist ebenso Zukunftsforschung wie Hochtechnologie. Die Modellvorstellungen, die Künstler realisieren, indem sie ein Stück Welt schaffen, sind nicht eins zu eins übertragbar, sehr wohl jedoch die Erkenntnisse, die diesen Modellvorstellungen zugrunde liegen. Das Unternehmen ist immer nur so gut wie seine Mitarbeiter. Die schöpferische Dynamik dieser Mitarbeiter bestimmt die Kraft des Unternehmens. Insofern verändert sich das hierarchische Gefüge in eine Struktur, deren horizontale Wandlungsfähigkeit mehr ein- denn ausschließt« (»FAZ«, 24.10.95).

Schön gesagt. Kunst muß in der Tat mit von der Partie sein, wenn aus hierarchischen Gefügen horizontal wandlungsfähige Strukturen werden sollen. Folgt man Hans-Heinrich Grosse-Brockhoff (CDU), dem Kulturdezernenten der Stadt

Düsseldorf, wird es noch schöner. Nach seiner Auffassung hat Kunst der Kommunikationswirtschaft Vorlagen und Ideen zu liefern und »Orte der unmittelbaren Begegnung mit dem Original« zur Verfügung zu stellen. Weil mit dem Wandel von der Industrie- zur Kommunikationsgesellschaft sich die utopischen Akzente vom Begriff der Arbeit auf den der Kommunikation verlagert hätten, sei »nicht mehr die Überwindung der fremdbestimmten Arbeit, sondern die Überwindung der fremdbestimmten Kommunikation Thema unserer Zeit, die daher nicht ohne Grund dem Sozialismus ein Ende bereiten« würde (»FAZ«, 5.12.95). Deshalb fordert er eine über das »vordergründige Sponsoring« hinausgehende »public-private-partnership« und in diesem Sinne von den Kulturpolitikern überhaupt: »Mehr Mannesmut vorm Sponsorenthron, sodann ein offensives, strategisches Zugehen auf die Realitäten der Kommunikationsgesellschaft, schließlich eine neue Aufgabenverteilung und Vereinbarung von Spielregeln zwischen öffentlicher Kultur und privater Wirtschaft, in der jeder die Stärken des anderen zur Überwindung der eigenen Schwächen nutzt, ohne dabei seine Freiheit zu verkaufen.«

Offenbar verführt das »Thema dieser Zeit«, woher nämlich das Geld kommt für Dinge, deren Preis und Ertrag nicht ohne weiteres ermittelt werden können, zur sprachlichen Selbstknebelung sondergleichen – »Mannesmut vorm Sponsorenthron« geht runter wie Perlwein. Stärken stärken, Schwächen schwächen und die Freiheit, die einem ja eh nicht gehört, nicht verkaufen – das ist gut und wahr und schön. Besser, wahrer und schöner wäre es indes, wenn die Kontrahenten in dieser Sache sich eingestehen, daß ihre Gegnerschaft lediglich aus buchhalterischen Erwägungen kommt. Denn auch die Steuergelder der staatlichen Kulturförderung stammen von Unternehmen, wie ja der Staat nicht als gemeinnütziger Verein, sondern als idealer und realer Gesamtunternehmer auftritt. Eine Kunst, die in radikaler Opposition zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung steht, wird auch er nicht fördern. Staatliche Kulturförderung ist im Effekt nichts anderes als Sponsoring, nur daß hier die Gelder über Institutionen verteilt werden, die im Regelfall nicht die Interessen *eines* Unternehmens, sondern aller vertreten. Deshalb berücksichtigen sie auch etwas abseitige Kunstanstrengungen, die dem Werbechef eines Unternehmens nicht zum »Imagetransfer« dienen könnten, und deshalb gibt es in Deutschland eine breitere, vom Staat alimentierte »Kulturlandschaft«. Daß sie schützenswert sei, werden insbesondere jene finden, die darin ihr Auskommen haben.

Nicht erstaunlich ist, daß sich der Kulturbetrieb, wenn ihm die Gelder ausgehen, nach anderen Financiers umsieht. Gern nimmt er den Staat, der kaum in seine »Autonomie« eingreift, unter Umständen aber ebenso eine Firma, wenn sie sich eine gewisse Beschränkung auferlegt. Und nicht verwundern tut(s, daß Kunst und Kultur heutzutage ohne weiteres für Sponsoring in Frage kommen, also wie immer geldwerte Leistungen erbringen, von deren Nutzen kalt kalkulierende Marketingabteilungen überzeugt sind.

Die Hoffnung jedoch, daß die Wirtschaft ein Interesse hätte, ein neues Mäzenatentum zu begründen, muß enttäuscht werden. Alain-Dominique Perrin, der Pariser Cartier-Patron, hat festgestellt: »Das Kunstsponsoring ist nicht nur ein hervorragendes Kommunikationsinstrument. Es leistet viel mehr. Man kann damit die öffentliche Meinung verführen.« Etwas aggressiver sagt es ein Öffentlichkeitsarbeiter des Ölmultis Mobil: »Diese Programme bringen uns so viel Akzeptanz, daß wir bei wichtigen Fragen grob werden können.« Wer hätte gedacht, daß sich für unsere Künstler noch Aufgaben finden lassen!

Rayk Wieland schrieb in KONKRET 4/96 über »Dead Man Walking«

Konkret 05/96, S. 46

Joachim Bruhn

Ein echter Autonomer

Für den Materialismus: ein Lamento

Es gibt ein Dilemma des Materialismus, aus dem die Bürger im Verein mit den wankelmütigen Genossen ihm sogleich den Strick drehen: Das ist seine verdammte & enervierende Einseitigkeit, seine polemische Haltung gegen das Differenzieren, Soziologisieren, Historisieren und Relativieren, seine prinzipielle Aversion also gegen das Abwägen & Ausmitteln & ergo das Ausgewogensein, wohinter der M. keine Schärfung & Wetzung der Waffen der Kritik wittert, sondern den Liberalismus. Die Bürger können nicht verstehen, daß der Dogmatismus des M. an und für sich keineswegs dogmatisch ist, d.h. bloßer Intransigenz entspringt, sondern vielmehr philosophischer Natur ist, d.h. selbstreflexiv, d.h. Dogmatismus in zweiter, in dialektisch gesteigerter Potenz. Und das kommt daher: Die physische Reproduktion der Gesellschaft ist wie die derIndividuen unmittelbar eins geworden und nun identisch mit der Akkumulation des Kapitals. Totale Vergesellschaftung heißt gerade dies, und die Gattung *ist* das Kapital. Genauer: Das Kapital hat sich durch die Gattung hindurchgearbeitet und erscheint nun mitten in ihr, es hat sie als variables Kapital gesetzt, als Arbeitskraftbehälter, als Menschenmaterial. Nichts Menschliches ist ihm noch fremd; das Allzumenschliche erst recht nicht.

Der M., der diesen Tatbestand zutiefst bedauert, kann sich zwecks Abschaffung desselben leider auf gar keine objektiv antagonistische Instanz berufen, auf kein humanistisch Überschreitendes oder immanent Transzendierendes, auf kein revolutionäres Subjekt oder revoltierendes Interesse: nicht auf das Proletariat, nicht auf den Trikont, nicht auf Moral oder Ethik, nicht auf die Na-tur und schon gar nicht auf das Recht. Das ist einerseits schlecht, denn es verleiht seiner Sache einen Beigeschmack von Aussichtslosigkeit. Das ist andererseits aber ganz gut, nämlich als Gegengift gegen den geschichtsnotorischen Hang des ideologischen Bedürfnisses, sich hinter Autoritäten zu verstecken. Der M. hat nichts hinter sich, aus dem er sich ableiten und legitimieren könnte. Er ist kein Agent, sondern ein echter Autonomer, kein Delegierter mit imperativem Mandat, sondern ein veritabler Souverän. Und dies, obwohl er – im Modus der Kritik – die praktische Abschaffung des Kapitals theoretisch antizipiert. Der M. denkt das Kapital einfach weg; er räumt es aus dem Weg, indem er es durchdenkt. Das liegt daran, daß er, obwohl eine totale Theorie und daher für alles und jedes zuständig, sich immerhin auf eines berufen kann – nämlich darauf, ganz und gar nichts zu verstehen, weil da weit und breit nichts ist, was von Denkenden, sie können sich mühen, wie sie wollen, verstanden werden könnte: Das kapitale Unwesen, das weggedacht, das um die Ecke gedacht, das theoretisch wie praktisch in die Kloaken der Geschichte kritisiert werden muß, ist an und für sich arational, wenn nicht gegenrational. Das stellt das ursprüngliche Verhältnis des M. zur Gesellschaft einigermaßen wieder her, denn der M. hat nichts mehr, nur noch die Waffe der Kritik. Die allerdings, sagt Marx, »ist kein anatomisches Messer, sie ist eine Waffe. Ihr Gegenstand ist der Feind, den sie nicht widerlegen, sondern vernichten will« (*Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*. Einleitung, MEW 1, S. 380).

Nicht argumentieren, sondern kritisieren, nicht »widerlegen«, sondern »vernichten«: Noch nicht einmal die Wissenschaft, den Diskurs, die Kommunikation oder die Idee des zwanglosen Zwangs des besseren Arguments hat der M. hinter sich. Um so besser. Denn darin, sagt Marx, handelt der M. zugleich »aus einem Interesse, das es weiter als zur Kritik, nämlich zur Krise bringen wird« (*Die heilige Familie*, MEW 2, S. 43). Der M. hat noch nicht einmal die Natur des Menschen hinter sich, wenn er einen Zustand beklagt, in dem Gattung und Kapital identisch geworden sind. Vom Menschen weiß der M. so gut wie gar nichts, jedenfalls so wenig, daß es für eine Anthropologie, die er ziemlich gut brauchen könnte (wenn auch nur als Notlüge) partout nicht langen will. Seine Lehre von den Höhen und Tiefen des menschlichen Wesens besteht nur aus einen Satz, sagt Marx, nämlich darin, daß jede Anthropologie, die etwas anderes als den Kommunismus wenn nicht begründet, so doch rechtfertigt, grottenfalsch sein muß: Denn »eines der wesentlichsten Prinzipien des Kommunismus (besteht) ... in der auf die Natur des Menschen gegründeten empirischen Ansicht, daß die Unterschiede des Kopfes und der intellektuellen Fähigkeiten überhaupt keine Unterschiede des Magens und der physischen Bedürfnisse bedingen; daß mithin der falsche, auf unsre bestehenden Verhältnisse begründete Satz: ›Jedem nach seinen Fähigkeiten‹, sofern er sich auf den Genuß im engeren Sinne bezieht, umgewandelt werden muß in den Satz: *Jedem nach seinem Bedürfnis;* daß, mit anderen Worten, die Verschiedenheit in der Tätigkeit, in den Arbeiten, keine Ungleichheit, kein Vorrecht des Besitzes und Genusses begründet« (*Deutsche Ideologie*, MEW 3, S. 528).

Darüber hinaus weiß der M. tatsächlich überhaupt nichts, schon gar nichts Positives, aber er weiß, warum er das nicht weiß (Sokrates war ein Materialist!); und er weiß überdies, warum er das meiste am liebsten gar nicht so peinlich genau wissen möchte. Der M. ist einigermaßen borniert. Das hilft ihm ein bißchen, sich das Interesse nicht abmarkten und wegdisputieren zu lassen. Der M. kommt, wenn er denn überhaupt disputiert, ziemlich schnell auf immer den gleichen Punkt: Man nennt ihn daher auch öde, langweilig, trist und monoton unter Leuten, die »Aspekte« toll finden und denen Abwechslung über alles geht, die sich irgendwie zu fein dafür sind, in der Tag für Tag nervtötend gleichen und identischen bürgerlichen Gesellschaft zu leben, d.h. unter Leuten, die lieber heute in der Risikogesellschaft leben, morgen in der Erlebnisgesellschaft, übermorgen in der Zivilgesellschaft, Weihnachten in der Moderne, Sylvester in der Postmoderne und

Neujahr mittendrin im vollen Faschismus. Der M. jedoch ist keine Vernissage, keine Podiumsdiskussion, keine Lesung; er ist kein Kolloquium, kein Event: Das läßt den Umgang mit seinen paar Anhängern anstrengend und mühsam werden.

Auch von den Feministinnen wird der M. gescholten, ihm ginge es stets nur um das Eine. Dagegen weiß der M. nichts einzuwenden außer dem abgeschmackten Kalauer, schließlich hieße es ja *das* Kapital, nicht die Kapitalistin. Das ist allerdings äußerst schwach. Der M. ist vermittlungslos, dies aber mit dialektischer Finesse: Was nicht polemisch ist, das hält er für unsachlich. Er ist intellektuell autark, fast schon autistisch (vgl. auch Oliver Sacks: Der M., der seine Polemik mit der Revolution verwechselte), gerade weil er aufs Ganze geht, gegen die falsche und verkehrte Totalität. Der M. ist anmaßend, schneidend arrogant geradezu, sich auf gar keine Autorität zu berufen. Wie ist solche Unverschämtheit nur möglich? Der M. sagt, es ginge ihm um den Kommunismus als das Einfache und Elementare schlechthin (d.h. *Jedem nach seinem Bedürfnis*, auch in Kalkutta. Wie kommt der M. bloß auf Kalkutta?), das nur schwer zu machen ist; danach könne dann jeder tun und lassen, was ihm oder ihr beliebt, fast wie im allerschönsten Liberalismus. Da hören die Leute aber gleich Pol Pot und Kopf ab wegen Brille mit Goldrand; jeder Intellektuelle, der wir alle sind, ist des Todes – schließlich leben wir in einer komplexen, geradezu hoch- und überkomplexen Gesellschaft, und irgendwer, nur bestimmt nicht wir, muß schließlich den Müll wegschaffen.

Das läßt den M. traurig und depressiv werden. Er spricht dann gerne von Rassismus oder Antisemitismus. Das bringt ihm den Vorwurf der Miesmacherei und des Querulantentums ein. Also ist der M. isoliert. Das mag er gar nicht, das macht ihn ein bißchen leichtgläubig und opportunistisch. Daher ist er dem Rat des Genossen Brecht gefolgt und hat, um nicht den Eindruck zu erwecken, er wüßte auf alles immer nur die eine Antwort, einen umfassenden, lückenlosen und wirklich absolut vollständigen Katalog der offenen Fragen erarbeitet und aufgestellt. Jetzt wirft man ihm vor, es ginge ihm immer nur um das Wie des schwer Machbaren: wie undifferenziert.

Der M. ist bestrebt, die physische Reproduktion der Gattung von der Akkumulation des Kapitals zu trennen. Das ist eine sektiererische Angelegenheit, selbstverständlich keine allgemeine. Der M. will den Staat nicht dialektisch aufheben, sondern plump negatorisch liquidieren und abschaffen. Jetzt wird er auch noch terroristisch. Der M. quengelt. Jetzt reicht es langsam. Und damit ist die authentische Beziehung des M. zu den Deutschen wiederhergestellt, denn, sagt Friedrich Engels, »die Deutschen fangen nachgerade an, auch die kommunistische Bewegung zu verderben« (*Ein Fragment Fouriers über den Handel*, MEW 2, S. 604). Der M. versteht die Deutschen zwar nicht, mag sie auch nicht besonders, begreift sie aber dafür um so besser. Aber wenn er sich restlos auf die Deutschen einläßt, hat er verloren. Denn kein Materialismus ohne Dilemma: Es ist ja seine Verzichtbarkeit, seine vollendete gesellschaftliche Nutzlosigkeit ist es, die ihn so überaus notwendig macht: Der M. ist der einzige Luxus, den sich die Gattung vor der Einführung des Kommunismus leisten kann. In seiner vollendeten Überflüssigkeit gerade liegt seine Unabdingbarkeit beschlossen. Darauf sollte sich der M. nichts einbilden; seinem Dogmatismus liegen die Arroganz und die Rechthaberei der Differenzierer und Relativierer so fern wie früher der Kommunismus der Sowjetunion. Ansonsten ist alles in bester Ordnung und gehört sich so: dialektisch betrachtet. Der Rest ist Geschichte, d.h. unerheblich.

Joachim Bruhn schrieb in KONKRET 9/94 über staatlichen Antisemitismus

Konkret 05/96, S. 48

Michael Rudolf

Witzfleisch mit Sättigungsbeilage

Der □ Komikgraben□ zwischen Ost und West ist nicht so tief, wie ihn die Feuilletons gerne hätten. Ein Überblick über den letzten Stand der gesamtdeutschen Humorproduktion

Nein, jetzt kommt nicht die Suada, daß die Ostdeutschen keinen Spaß verstünden, alles altbacken sei da drüben und die Zonensatiriker ihre Schnürsenkel nur auf Kommando zubänden. Nein, auch wenn es verschiedene Rezipienten noch nicht wahrhaben wollen, auf diesem Sektor hat sich die Vereinigung der Deutschländer schon mehr als uns je lieb sein kann vollzogen. Nein, bei Humor und Komik unterscheide man bitte nicht zwischen Ost und West, wohl aber zwischen gut und schlecht, Nord und Süd, oder auch, von mir aus, zwischen drauf und daneben.

Konvulsivisch fühlt sich das Feuilleton dazu berufen, den aktuellen Zwischenstand einer angeblichen Entwicklung zu präsumieren, die sich aber, so meine ich, überhaupt nicht vollzieht. Mal wird das Zusammenwachsen gelobt, mal sein Gegenteil mit denkbar falschesten Beispielen belegt. Sicher, beim Systemvergleich zwischen Ost- und Westsatire bedient man sich gern (und) aus Bequemlichkeitsgründen des Blattvergleichs »Eulenspiegel« – »Titanic«, um nachweisen zu können, daß der Osten humortechnisch bieder, langweilig und verschnarcht sei, und um seine eigene Satirebelesenheit zu manifestieren. Westsatire dagegen sei knallhart. Wenngleich sie früher auch mal härter war, unverschämter oder so. Die Folgenlosigkeit der Satire aus vorgeblicher Behäbigkeit (Ost) oder der finanzielle Ruin als einziges Ergebnis rechtserheblicher Attacken (West) ist für viele in den überheizten Redaktionsstuben letzter Qualitätsparameter.

Wer, wie Willi Winkler in der »Zeit« (29.12.95), immer noch an der Mär des Unterschiedes festhält, geht grundsätzlich fehl, enträt der Unterscheidungsgabe von Allgemeinem und Besonderem. Die Gründe für derlei Fehleinschätzungen reichen, das beweisen in der Regel die zitierten Beispiele, von nie gelesen bis nie dafür interessiert. Natürlich unterscheiden sich »Eulenspiegel« und »Titanic« im Vergnügen, das sie zum Beispiel einem Björn Engholm bereiten. Der begrüßte noch 1990 die Westexpansion des »Eulenspiegel«. Aber in ihrer Totalität gleichen sich Mittel und Reaktionen der Blattmacher mehr und mehr an, mal ganz abgesehen davon, daß ein Satireheftkonzept immer auch offene Scheunentore einrennt.

Die oftmals mit Satire gleichgesetzten Witz- und Rätselseiten der regionalen Tageszeitungen, aber auch der Publikums- und Fachzeitschriften dagegen zeigen: Auf dem platten Land lacht man allerorten über den gleichen Stumpfsinn. Von den Couchpotatoes hüben wie drüben gleichermaßen umjubelt: Jürgen von der Lippe, die Doofen, Tom Gerhardt. – Und womöglich: Helge Schneider. Dröges Ideologiekabarett gibt es in Ost und West, Spießbürger, die nur von einem Clown ihre Meinung bestätigt wis-sen wollen, dito. »Spur der Scheine«, »Verdummt in alle Ewigkeit«, »Im Westen geht die Sonne auf«, »Weltall-Ärger-Mensch«, »Der nackte Wahlsinn« – man könnte Karbunkeln davon kriegen. Und was das Leipziger Kabarett »Sanftwut« mit seinem Programm »Ins Hirn gebissen« vorlegt, konterkarieren die Freiburger »Nestbeschmutzer« mit »Ein Dachschadensbericht aus der Stirnhöhle der deutschen Seele« mindestens, wenn nicht noch blöder. Schluß! Das soll und kann nicht unnötig vertieft werden. Denn wo keine Tiefeist ...

Freilich war der »Eulenspiegel« früher ein SED-Hofblatt mit 500.000 Lesern, vermittels dessen es die Einheitspartei ihrer mitunter kritischen Mitgliedschaft einfacher machte, die kleinen Mäkel des sozialistischen Aufbaus konstruktiv wegzulachen. Sehr informativ sind da die Anfang 96 edierten Reminiszenzen auf das fünzigjährige Bestehen. Weniger verwirrte Zeitgenossen hatten seiner weiland nicht bedurft, um über Bonzen lachen zu können, die waren eh schon lächerlich genug. So kommt dem heutigen Leser vieles der älteren Produktion wie ein erklärter Witz vor. Die eindeutigsten Relikte an Zonenwitzigkeit haben sich in diesem Blatt auf den Leserbriefseiten erhalten, die, das darf zugegeben werden, sofort den Gedanken herausfordern: So oder so ähnlich muß die Wortspielhölle, oder besser, Vorhölle der Neunmalklugen beschaffen sein. – Daß die zuständigen Redakteure noch nicht coram publico mit suizidalen Praktiken liebäugeln, verwundert außerordentlich. Eine radikale Abkehr jedoch brächte den Abonnentenstamm zum Verdorren und damit pekuniär das Mitarbeitermodell dieser Zeitschrift auf unter Null, bevor man dauerhaft neue Leserschichten gewänne.

Das dürfen wir auch als Indiz dafür nehmen, daß der »Eulenspiegel« vornehmlich noch im Osten abgesetzt wird. Nicht, weil seine Inhalte im Westen nicht ankämen – die Westleserschaft beschränkt sich keineswegs auf ehemals Übergesiedelte – , es ist der Malus des Ostprodukts an sich, der auch dieganz und gar nicht satirische »Wochenpost« zu Greffraths Zeiten keinen Fuß am westlichen Kiosk fassen ließ. Das zwingt zum partiellen Festhalten an Überkommenem. An den vorgeblich »harmlosen politischen Witzen und Karikaturen« (»Süddeutsche Zeitung«) liegt es jedenfalls nicht. Ebenso kann für den Ostwestkomikgraben nicht als Beweis gelten, daß die »Titanic« im Osten zu wenig absetzt. Selbst ein ziemlich weit hergeholtes Argument wie die fehlende Kaufkraft der Zonenbewohner ist da evidenter.

Und doch gibt es den Unterschied. Nur in einzelnen Segmenten zwar, doch es gibt ihn. Noch. Da, wo Trotz und Kalk regieren, wo sich Ostdeutsche als Opfer von wem auch immer fühlen, da beobachten wir das spezifisch Ostdeutsche.

Keine Aufzählung ostdeutscher Witzproduktion wäre vollständig, vergäße man das Blättchen »Der Drache« aus der Kabaretthochburg Leipzig. Die Macher gehen zwar nicht in den überregionalen Vertrieb, setzen aber am Hauptbahnhof ab wie nicht gescheit. Der Untertitel »Pfiffe aus der Sofaecke« belegt: Diese Zeitschrift richtet sich an ein noch älteres Publikum als »Eulenspiegel«-Erstabonnenten und Kabarettbesucher. Dementsprechend veritabel bieder geht es da zu. Hier hätte der Berichterstatter für die »Zeit« lieber einmal hineinschauen sollen, anstatt unreflektiert alte Kolportagen über den »Eulenspiegel« zu repetieren. »Betonstalinistische Humorprogramme« und »Schwiegermutterwitze« (Willi Winkler) hat es hier satt. Während die dergestalt von ihm inkriminierte Berliner Konkurrenz seit geraumer Zeit von westlichen Zeichnern dominiert wird, die gleichzeitig auch in »Titanic« veröffentlich(t)en (Egner, Hurzlmeier etc.) oder in weiland »Kowalski« (Egner, Hurzlmeier etc.). Wössner, Kriki, Nerling, Fritsche zudem. Das muß man aber erstmal wissen.

In eine ähnlich gerontologische Kerbe wie »Der Drache« haut der hauptamtliche Spaßmacherverlag, der Eulenspiegel-Verlag in Ostberlin, der zwar den Namen und einige Autoren mit dem »Eulenspiegel« gemein hat, aber mehr nicht. Auch hier verrät ein kurzer Blick in den Verlagsprospekt: Hier haben wir nichts zu suchen, hier will der Osten unter sich bleiben. Narkoleptikerprosa mit Puppenstubentypografie. Da finden wir sie noch, die abgedroschensten Vokabeln, die jedem wohlmeinenden Interessenten das Lachen im Flaschenhals steckenbleiben lassen: »Ätzend«, »beißende Satire«, »Gehirnakrobatik und Zungenschlagkraft zwischen Sprachlosigkeit und Stimmengewinnen!« oder »Krumme Gedanken über den Abstieg einer Südfrucht!« Von nun an wird zurückgelacht. Möchte man da nicht vorher weglaufen? Nix da, hiergeblieben wird, der Beitrag ist noch nicht zu Ende!

Exemplarisch auch das Bemühen der demokratischen Sozialisten, von der muffigen Mürrischkeit wegzukommen. Dafür hat ihre Veteranenpostille und Mitgliederzeitung »Neues Deutschland« die Kolumne IDULA (d.i. »In Diesem Unserem Land, Copyright by Dr. Helmut Kohl«) eingerichtet, darüber hinaus die mißvergnügliche Wochenendsättigungsbeilage »Blattsch(l)uß«. Da werden die böhöhöhösen Kapitalisten und Kolonisten in bester Kittnermanier ausgeschimpft. Ich kann Ihnen sagen. Hinzu kommen im Pulverkaffeedampf der Langeweile unehrenhaft ergraute Haselanten wie Klaus Mampell, Reiner Hachfeld und Peter Maiwald. Um das Maß der Zumutungen vollzumachen, sind bis zum Äußersten herausgekitzelte Glossen und Aphorismen von Hans Dieter Schütt (hds, hades) zu lesen.

Damit nicht genug. Seit einiger Zeit geistert die Edition Ost durch die Ostberliner Handelsregister, die sich offensichtlich als Pulcinella und »Verwertungsgesellschaft Neues Deutschland« versteht, IDULA-Kolumnen kompiliert, verlegt und zwischen Deckel bringt. Lang ist die Liste der gestandenen Satiriker: Axen, Brie, Bahro, Honecker, Andert, Kittner, Modrow, Sabath, Wedel. Was aber ist komisch daran: daß das »ND« kontinuierlich an der Senkung seiner Druckauflage arbeitet oder daß die Edition Ost unverhohlenes Heimweh nach DDR-Papier umtreibt? – Auf die Schnelle nicht befriedigend zu beantworten, da streifen wir spekulatives Terrain.

Zur Frontbegradigung noch zwei Beispiele aus der jüngeren Medienvergangenheit: Thomas Brussig und Jens Sparschuh, beide aus dem Osten. Beide gelten als herrlich unverklemmt, beide arbeiten »humorvoll« mit »satirischen« Mitteln, und beide sollen in irgendeiner Form das angebliche Bedürfnis nach einem Wenderoman erfüllt haben. O geistige Verhinderung, die aus diesem Habitus spricht, o Mediokrität, die hier, von allen möglichen Blöd- und Biermännern abgelobt, die Literaturgazetten breit- und vollmachen darf. Es scheint eine stillschweigende Absprache zwischen allen Feuilletonredakteuren zu existieren, wonach ausgerechnet die beiden Unbegabtesten lustig gefunden werden müssen. Mit semimoralischem Impetus, jede Pointe durch mehrmaliges semantisches Augenzwinkern angekündigt: Dieser Witz ist autogam, gefällt sich selbst und provoziert nicht, ist keiner. Genug der Aufzählung.

Wie unschwer zu erkennen ist, gibt es den spezifischen Ostwitz, den Osthumor, aber er ist marginalisiert, nicht signifikant. Er zehrt nicht mehr vom Witzspeck, sondern vielmehr vom Fleisch. Dieser Osthumor ist vielleicht mitunter Anlaß dafür, daß man ihn im Westen als einen Ost*tumor* empfindet, virulent und bösartig, aber nicht bösartig in komischer Hinsicht. Eher aufdringlich und anachronistisch. Da brodeln die letzten Refugien vor sich hin, wo die Welt erst neuerdings für abgefeimt und schlecht eingerichtet gehalten wird und man obendrein jeden Überbringer schlechter Nachricht umgehend als zynisch, geschmacklos und menschenverachtend abstempelt. »Darüber dürfen und wollen wir nicht lachen«, heißt es. Doch das Genannte wiegt die Gemeinsamkeiten deutschen Humors nie und nimmer auf. Quantitativ und qualitativ.

Über etwas schreiben ist eine Sache, davon Ahnung haben eine andere. Die gängigen Interpretationen sagen freilich mehr über die Idiolatrie einiger westdeutscher Hanswürste aus, die in ihrer Selbstgenügsamkeit selektiv vorgehen, und, wie es ihnen in den Kram paßt, das Erstbeste für die Gesamtheit ansehen, anstatt tatsächlich auf komische Entdeckungsreise im Osten zu gehen. Und ich werde mich hüten, ihnen Tips zu geben.

Michael Rudolf schrieb in KONKRET 4/96 über Frank Zappa

Konkret 05/96, S. 50

Franz Josef Degenhardt

Buch & Deckel

Martin Walser: »Finks Krieg«. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M., 310 S., 42 Mark

Finks Krieg ist eine fabelhafte Erzählung, amüsant und wieder so wie Walsers frühere Romane, *Seelenarbeit* etwa. Allerdings: Ich bin Walser-Fan. Walsers Polit-Halsen bringen mich davon nicht ab. Er hat immer, wie's grad kam, Zeitgeist-Schaum abgesondert in politicis. Das rührt vermutlich von einer speziellen Art Gefallsucht, einer obsessiven Anvetterei, Mitgift vieler Gastwirtskinder, früh erfahren: mit dem Kopf grad überm Tresen, geht's darum, es den Gästen, vormals denen vom Stammtisch, von den Augen abzulesen, ihnen förmlich unter die Haut zu kriechen. Das kann er wie kein anderer. Niemand hat das Unterfutter, also den »Seelengehalt« unserer alle und alles verschmierenden Mittelstandsmenschen – gibt's hier noch andere? – so genau beschrieben wie er, zutage geholt, was mit denen angerichtet wurde und wird, vorgezeigt, so daß man's mitspürt, wie beschissen die Angeschissenen werden und sind und wie sie's zu überleben haben. Neuerdings fühlt Walser deutsch – wie seine Gäste eben, vormals die vom Stammtisch. Ihn deshalb gleich den Nazis zuzugesellen, ist albern. Du reste: Balzac war Royalist.

In *Finks Krieg* geht es wieder mal um gar nichts, um alles also für einen Mittelstandsmenschen. Diesmal heißt er Fink, ist beamteter Jurist, in irgendeiner Staatsverwaltung für sowas wie Kirchenfragen und Orden zuständig, wird bei der Beförderung übergangen, und damit ist das verletzt, was ein Petitbourgeois seiner Art unter Gerechtigkeit versteht, die er immer dann einfordert, wenn ihm – so nennen sie das – »Unrecht widerfährt«. Dagegen, und vor allem gegen den Verursacher – irgendeinen Vorgesetzten – , und für das, was solche Leute Rehabilitierung nennen, kämpft Fink, führt er Krieg bis zur – natürlich nur seelischen – Selbstzerstörung.

Um diesen Prozeß zu genießen – er ist mit jener unnachahmlichen Walserschen Einfühlsamkeit und Komik, dieser Mischung aus Sympathie und loyalem Spott für den »Helden« beschrieben – , muß man das ganze Geseiche um das Buch vergessen. Ob Schlüsselroman oder nicht, das ist quant à la réalité so belanglos wie alles, was da passiert und betrieben wird von Fink selbst, Staatssekretären, Politprofis, Prälaten, Kirchen- und Ministerialräten, Sachbearbeitern, Rechts- und Staatsanwälten, Sozio-Linguisten (!) ... diesem Gesamtpack einer mit Wortgetöse um sich selbst kreisenden Polit- und Staatsverwaltung. Das einzige, was mich in diesem Zusammenhang interessiert, ist, ob die Suhrkamp-»FAZ«-Clique »die wahre Geschichte dahinter mit wirklich lebenden Personen« – die gibt's wohl tatsächlich – als Werbe-Gag selbst herausgebracht oder ob der Walser ihnen den aufs Auge gedrückt hat, um dieser totalen Belanglosigkeit des Geschehens und Personals in wirklicher Wirklichkeit noch eins draufzusetzen. Ich würd's ihm gern zutrauen.

Nochmal: Nichts, aber auch gar nichts Wichtiges, schon überhaupt nicht sowas Pompöses wie »das Verhältnis von Macht und Wahn« – letzteres vermißt ein Rezensent in dem Roman, weshalb er ihn für mißlungen hält – passiert in *Finks Krieg*. Und genau das ist es: dieser gruselig-komische Leerlauf des Machtgefüges, das angeblich alles zusammenhält. Man fühlt ihn förmlich, und man hört das bekloppte Tapsen im Hamsterrad. Und sowas spüren zu lassen, das kann keiner so wie Anvetter Walser. Aber, wie gesagt, ich bin ein Fan.

Konkret 05/96, S. 50

Christel Dormagen

Buch & Deckel

Cathleen Schine: »Rameaus Nichte« u. »Der Liebesbrief«. 324 bzw. 283 S. Beide übersetzt von Giovanni Bandini und Ditte König. Hanser Verlag, München 1995 u. 1996, je 36 Mark

Beim literarischen Schattenboxen zwischen Alter und Neuer Welt verlaufen die Fronten bekanntermaßen entlang sehr festsitzender Überzeugungen. Der Fanclub Alte Welt verkündet: Unsere Schriftsteller gehen ästhetisch und verantwortlich zu Werke, sie ringen um menschliche Wahrheiten, die sonst keinen Fürsprecher finden, und sie kennen den Unterschied zwischen Unterhaltung und Literatur; kurz, sie produzieren autonome Kunst! Dagegen führt der Fanclub Neue Welt überlegen ins Feld, der Unterschied zwischen U- und E-Literatur sei doch längst obsolet. Was nütze ein Kunstwerk, das keiner freiwillig lesen will außer den berufsmäßig damit Befaßten. Ihre Romanautoren verstünden es eben, so zu erzählen, daß beides bedient wird, die Lust und die Erkenntnis. Am deutlichsten werde das in jenem hermetischen Sonderfall, in dem Literatur sich Literatur zum Gegenstand wählt. Dann, sagen sie triumphierend, kommt eben bei euch Alten, im Falle Vergil, *Die letzte Welt* von Christoph Ransmayr heraus und bei uns Neuen, im Falle Diderot, *Rameaus Nichte* von Cathleen Schine.

In der Tat, läßt man dieses Klischee von der »Amiliteratur mit Anspruch« einmal gelten, dann wäre die 1953 geborene New Yorker Autorin Schine dessen glänzende Repräsentantin. Inzwischen liegt der zweite ihrer bislang fünf Romane in (schöner) deutscher Übersetzung vor. *Der Liebesbrief* heißt er und macht es, ebenso wie *Rameaus Nichte*, dem Fanclub Alte Welt leicht bzw. schwer. Denn genau wie *Rameaus Nichte* im letzten Jahr entpuppt sich auch der neue Roman als gefährliche Einstiegsdroge für Überläufer. Weswegen? Ganz einfach, weil man hingerissen liest und nicht mal ein schlechtes Gewissen haben muß. Beide Werke lassen sich bedenkenlos mit unkunstverdächtigen Etiketten wie unterhaltsam, spannend, flott, witzig, realitätsnah und, oh Graus, userfreundlich und hollywoodverwertbar charakterisieren.

Und dennoch gilt für beide Romane auch das scheinbare Gegenteil. Sie sind schwer gebildet und mit architektonischer Logistik konstruiert, ohne daß im Endprodukt das Reißbrett durchscheint. Obwohl, wie in *Rameaus Nichte*, sogar seitenlang aus einem augenscheinlich staubtrockenen philosophischen Werk des 18. Jahrhunderts zitiert wird. Aber, Leser wissen das, dieser Text es dann raffinierterweise pornographisch in sich hat und bei der Hauptfigur Margaret, der adretten jungen Wissenschaftlerin mit dem Spezialgebiet französische Aufklärung, zu heftigen erotischen und gedanklichen Verwirrungen führt.

Ähnlich verhält es sich mit dem *Liebesbrief*. Wieder ist da ein unidentifizierbares Objekt, ein mysteriöses herren- oder damenloses Stück Text, ein Liebesbrief eben, der der Hauptfigur, diesmal der etwas älteren, tüchtigen, geschiedenen Buchhändlerin Helen, ins Haus flattert und seine ansteckende Wirkung entfaltet. Da der *Liebesbrief* aber kriminalistisch zugespitzter ist als *Rameaus Nichte*, werde ich mich hüten, ein weiteres Wort über seinen Inhalt zu sagen, und lieber von der Lesung mit Cathleen Schine erzählen.

Die war nämlich, nachdem ich nun schon so betört die Romane gelesen hatte, tatsächlich ein schwerer Brocken. Ms. Schine, so schien mir, verkörperte als Person genau das, was ihre Bücher illustrieren. Sie wirkte so richtig nett, unaffektiert und aus dem Stegreif witzig, las wunderschön und war gewiß alles andere als blöde. Sie sei, sagte sie, ihre Deutsch-Unkenntnis entschuldigend, auf den Übersetzer angewiesen, da sie leider nur zwei deutsche Wörter kenne: »Sitzfleisch and Bleistift«, und könne deshalb nur Fragen, in denen diese beiden Wörter vorkommen, halbwegs direkt verstehen. Da hatte sie das Auditorium schon gewonnen.

Später beantwortete sie sogar freundlich die berüchtigte Lesungspublikumsfrage: Wie sind Sie eigentlich auf Ihr Buch gekommen? und bestätigte das, was der Bau ihrer Romane nahelegt. Beide Male hatte sie das Werk nicht per Genius empfangen, sondern sich regelrecht eine Aufgabe gestellt. Im Fall von *Rameaus Nichte* sollte es anfangs um einen Historiker gehen, der über die Aufklärung forscht, bis sie dann Originaltexte las, die ihr höchst kryptosexuell vorkamen mit all ihrem todernsten Gerede von der »Erfahrung« und den »Sinnen«. Und für den *Loveletter* hatte sie sich vorgenommen, über eine Frau zu schreiben, die gerne und versiert flirtet. Dann kriegte sie einen sehr aggressiven anonymen Brief – von einem verlassenen Liebhaber, wie sie vermutet – , und so kam ihr die Idee zu dem Roman, der jetzt vorliegt. Und der entzückt.

Denn das muß man 1996 erstmal unpeinlich hinkriegen, die Darstellung dieses abgedroschensten aller Bücherthemen, die beiläufig-unschicke Sprachentfaltung von sowas wie Flirt, Spiel, Liebe und Verfallenheit, und das alles im gar nicht sehr spektakulären Mittelschichtsmilieu. Trotzdem aber so, daß es auch einen Profibildermenschen wie Steven Spielberg hellsichtig werden ließ. Laut Hanser-Verlag produziert der nämlich derzeit *Rameaus Nichte*, obwohl er, wie Ms. Schine lächelnd bemerkte, doch im Glauben sei, er produziere *Loveletter*. Was natürlich zutrifft. Schon weil die *Nichte* nicht so ohne weiteres leinwandtauglich ist.

Solche Erfolge beim Welthithersteller wie bei der Hochkritik, noch dazu von einer sympathischen Frau, die sympathische Frauen kreiert, ist beinahe schon unheimlich. Und am Ende läßt sich gar nicht mehr entscheiden, ob uns da ein Naturtalent beglückt oder ob wir das glückliche Opfer äuersten Schreibkalküls geworden sind. Die einzige wirkliche Gefahr jedenfalls, die vom *Liebesbrief* droht, ist die, daß geschiedene Ehefrauen ohne Lebensaufgabe und mit halbwüchsigen Kindern auf die Idee kommen könnten, in einer Kleinstadt einen Buchladen aufzumachen, weil es im Roman dort so schrecklich nett ist, von der Leidenschaft ganz zu schweigen. Das ginge im Leben, anders als im Roman, garantiert schief.

In ihrem nächsten Buch, so Ms. Schine am Schluß der Lesung, sollen Charles Darwin und die Galapagos-Inseln vorkommen. Wie die Dinge stehen, geht das wieder nicht schief.

Konkret 05/96, S. 51

Holger Becker

Buch & Deckel

Manfred Krug: Abgehauen. Econ Verlag, D□ sseldorf 1996, 264 S., 36 Mark

Als er mit seinen Kindern, Katzen und Kutschen im Westen angelangt war, habe sich Manfred Krug in einen kärglich möblierten Raum eingeschlossen und das »Buch der Bücher« gelesen: das bundesdeutsche Steuerrecht. So berichtete es Wolf Biermann nach dem Untergang der doofen Republik, die es ihm per Ausbürgerung ermöglicht hatte, sein Leben als Diplom-Dissident mit wesentlich höheren Bezügen fortzusetzen. Tatsächlich: Während Biermann über die DDR-Maßnahme zur »weiteren Verbesserung seiner Arbeits- und Lebensbedingungen« (VIII. Parteitag der SED) jaulte und maulte, rhabarberte Krug nicht lange herum. Der schönste Klang dieser Welt, ließ er wissen, sei das Türschließgeräusch eines Daimler, der einem selber gehört. Nun wolle er alles tun, um das zu erleben. So wurde der Mime zur vergleichsweise angenehmen Erscheinung unter seinen Mauersegler-Kollegen aus der DDR-Kunstszenerie: Denn er ersparte dem Publikum die Niemand-kann-euch-nerven-so-wie-ich-Nummer vom Schmerzensmann, der im Osten ganz bestimmt noch den Tod am Kreuz gefunden hätte.

Wäre es dabei geblieben, hätte sich also Krug weiter dem nachträglichen Dissidieren verweigert, dann könnten wir es der »Frankfurter Rundschau« gleichtun und den Mann als »deutschen Glücksfall« preisen. Doch das sollte nicht sein: Der Schauspieler sowie Bier- und Sparkassenwerber kommt uns jetzt mit einem Tagebuch, das er 1977 kurz vor seinem Verschwinden in den Westen gefüllt haben will – ein Therapeutikum gegen den »grassierenden Virus des DDR-Nostalgismus«, meint der »Spiegel«. Man kann die Sache aber auch anders betrachten, nämlich als Versicherung für Wechselfälle bzw. fällige Wechsel des Lebens. »Nicht die Spitzel waren das Schlimme, sondern der Staat, der glaubte, diese Spitzel einsetzen zu müssen«, kommentiert Manfred Krug heute, so als hätte ihm Sascha A. beim Formulieren geholfen. Und der Beweis für das eigentlich »Schlimme« sollen seine Aufzeichnungen sein, die schon am 28. April 1977 den Terminus »Lauschangriff« kennen und ebenso wissen, warum in der Villa des Biermannfreundes die Stasi nicht mithört: Die Wanzenfrage sei ein »Devisenproblem«. Krug, so scheint’s, muß über bestimmte Behördenprobleme mehr erfahren haben als jedes Politbüromitglied – außer Mielke, versteht sich.

Konkret 05/96, S. 51

Jürgen Roth

Buch & Deckel

Wiglaf Droste: Brot und Gürtelrosen. Edition Tiamat, Berlin 1995, 128 S., 20 Mark

Zur Gewohnheit ist es einigen besonders laut und handfest agierenden Protagonisten der nicht näher zu bestimmenden »autonomen Szene« geworden, den »Menschen« Wiglaf Droste als, wie's beliebt, »Sexisten«, »Rassisten« und »Täterschützer« zu bezeichnen und den Schriftsteller und Journalisten dann aber erst recht. Lachhaft sind solche Stigmata allemal, schwerblöd werden sie allerdings, wenn die Berufenen in Sachen Literaturkritik von links auch noch mit ungebremstem Eifer verkünden, die inkriminierten Texte seien »sexistisch« usf., also zu verhindern, selbstverständlich ohne daß sie jemals zur Kenntnis genommen worden wären.

»Wir lesen sowas nicht«, legen sich die Kiezwadenbeißer ins Zeug, und sie tun gut daran, denn andernfalls müßten sie von ihrer vom Trillerpfeifenkaufen streng in Anspruch genommenen Freizeit ein paar Stunden abzweigen für die Muße. Aber die haben sie nicht, und so dürfte der Ärger später einmal, wenn die Geistheiler der deutschen Politik huldvoll Windeln auskochen, groß sein. Zum Lesen wird dann erst recht keine Zeit mehr bleiben.

Es ist schon anstrengend, so ein Autonomenleben im Dienste der schäbigen Welt – und sie, die ewigen Propheten ihrer eigenen Beschränktheit, die lärmenden Spießer mit der heroischen Haltung des Gesinnungswächters sind es, denen sich Droste in seinem vierten Kolumnenbuch hier und da einmal mehr widmet; wider Willen, denn auch die sanften Brüder und Schwestern der autonomen Kamarilla, die erwachsen gewordenen Wundertütenkinder aus der Alternativszene, plagen ihn selbst dort noch, wo der »Mensch« Droste nur ausgehen und essen will: »Der Dalai Lama hat gesagt: _Ein Stock hat zwei Enden. Das fand ich sehr beeindruckend«, unkt es vom Nebentisch, und Droste sei Dank dafür, diese Sentenz für die Nachwelt erhalten zu haben.

Freilich ist die inkommensurable A. Marquardt samt ihrer PDS-Vorstandsblase auch nicht besser, und ihre Lieblingsklientel, das männliche wie das weibliche Proletariat, lebt, linke Vereinsaktive hin, aktive Berufspolitiker her, als gelte es, die Welt durch eigenes Zutun noch unerträglicher zu gestalten, als sie sowieso schon ist: »Früh am Morgen, gegen halb sieben, erwacht das Proletariat. Es öffnet die Fenster und beginnt zu brüllen. So teilt es sich selbst wie auch der übrigen Welt, also zum Beispiel mir, mit, daß es noch da ist und daß es ihm heute ebenso geht wie gestern und wie alle Tage: nicht gut.«

Droste, der Alltagschronist und politische Stilist, zeichnet in der kleinen Form auf, was großspuriges Gequatsche nicht annähernd zu benennen imstande ist. Könnte sein, »daß ... Menschen ..., die sogar politisch korrekt onanieren«, daran keinen Gefallen finden. Könnte durchaus sein.

Konkret 05/96, S. 52

Klaus Bittermann

Die Bielski-Partisanen

Über ein unbekanntes Kapitel in der Geschichte des jüdischen Widerstands gegen Nazi-Wehrmacht und SS-Einsatzgruppen

Die Unterstützung für das Buch über die Geschichte der größten jüdischen Partisaneneinheit kam nicht von deutschen Institutionen. Es waren amerikanische und jüdische Stiftungen, die es der Soziologie-Professorin Nechama Tec ermöglichten, die überlebenden Untergrundkämpfer zu befragen und deren bislang kaum bekannte Geschichte zu rekonstruieren. In Arno Lustigers *Zum Kampf auf Leben und Tod!* oder in Reuben Ainszteins *Jüdischer Widerstand im deutsch besetzten Osteuropa während des Zweiten Weltkriegs* tauchen sie nur als Randnotiz auf. Einzig Primo Levi hat sie in seinem Roman *Wann, wenn nicht jetzt?* gebührend gewürdigt.

Der Jerusalemer Historiker Jizchak Arad schätzt, daß zwischen 3.800 bis 7.750 Juden in Partisanen-Einheiten in Ostpolen und Weißrußland überlebten – Flüchtlinge aus Ghettos, Davongekommene, Gejagte, ein Drittel von ihnen Kämpfer, die eine Waffe besaßen und mit ihr umgehen konnten. Eine große Zahl angesichts der in diesen Gebieten wütenden Wehrmacht und der 3.000 Mann starken SS-Einsatzgruppe. Das hatte sowohl geographische Gründe – in den Urwäldern um Minsk und Wilna konnte man sich verbergen – als auch politische: Hier fanden die nach dem Hitler-Stalin-Pakt unter russische Besetzung geratenen Juden Schutz und erfuhren, was sie von den Deutschen zu erwarten hatten. Ständig nämlich kamen Flüchtlinge über die Grenze, die erzählten, wie die Deutschen wahllos Juden erschossen und abtransportierten.

Im Sommer 1941 marschierten die Deutschen nach Osten. Die Endlösung war bereits beschlossene Sache. Der Auftakt der Massenexekutionen begann am 5. Juli, als in Lida 200 prominente Juden hingerichtet wurden. Tuvia Bielski, der spätere Anführer der Bielski-Einheit, war zunächst damit beschäftigt, seine Frau und seine Verwandten in Sicherheit zu bringen, und erst im Mai 1942 zog er sich in die Wälder um Nowogrodek zurück. Was zunächst als Familienunternehmen begann, weitete sich schnell zu einer großen Waldgemeinde aus, der bei Kriegsende 1.200 Personen angehörten. Im Unterschied zu den vielen russischen und polnischen Partisanen nahm die Bielski-Einheit alle Flüchtlinge auf, also auch Alte, Frauen und Kinder, und nicht nur Männer mit Waffen. Im August 1943 unternahmen die Deutschen die größte Aktion zur Partisanenbekämpfung. Mit einer Streitmacht von 50.000 Mann umzingelten sie die Nalibocka-Wälder, durchkämmten das Gebiet und verwüsteten die umliegenden Dörfer. Nur mit Glück gelang es der Bielski-Gruppe, ohne große Verluste zu entkommen.

Aber Tuvia Bielski mußte sich nicht nur gegen die Deutschen zur Wehr setzen. Seinem Geschick war es auch verdanken, daß die Bielski-Einheit von den anderen Partisanengruppen verschont blieb. Viele polnische und russische Untergrundkämpfer waren nämlich stark antisemitisch eingestellt und machten mit jüdischen Flüchtlingen kurzen Prozeß, vor allem 1941/42, als die versprengten Partisanen noch hauptsächlich damit beschäftigt waren zu überleben, d.h. sich gegenseitig zu berauben. Mit dem Rückzug der Deutschen wurden die unabhängig voneinander operierenden Gruppen dem russischen Oberkommando unterstellt, und Tuvia Bielski verstand es, nach dem Prinzip »kleine Geschenke erhalten die Freundschaft« die wichtigsten Partisanenführer für sich zu gewinnen. Wie so oft in ihrem Leben mußten Juden auch als Partisanen beweisen, daß sie die tapfereren Kämpfer waren, die geschickteren Handwerker, die listigeren Kundschafter. Und das alles waren sie auch.

Nach der »großen Hetzjagd« machte sich die Familiengruppe für alle umliegenden Partisanen unentbehrlich: »Sie reparierten Uhren, stellten Schuhe her, machten aus Kuhhäuten Leder, Leute aus der gesamten Umgebung ließen sich dort ihre Sachen reparieren«, erzählt Zorach Arluk, der in einer russischen Einheit kämpfte, aber häufig zu Besuch war und wußte, daß er in der Bielski-Einheit jederzeit willkommen war, wenn er Schwierigkeiten mit den Genossen bekommen hätte. Es hatte sich bei den Juden herumgesprochen, daß man in der Bielski-Einheit einigermaßen sicher war (einer Verlustquote von 30 Prozent bei den anderen Partisanengruppen stand eine von 5 Prozent bei der Bielski-Einheit gegenüber) – ein großes Verdienst von Tuvia Bielski, für den es keinen Sinn machte, »irgendwelche Deutsche« umzubringen und sie dadurch bloß nachzuahmen. Sein Leitspruch lautete: »Ich wollte retten, nicht töten...« Dennoch war Tuvia Bielski dazu in der Lage, und wenn es die Disziplin erforderte, dann wurde ein schwerer Verstoß mit dem Tod bestraft.

Nechama Tec hat aber nicht nur die Geschichte der Gruppe erzählt, sondern anhand vieler Augenzeugenberichte einen ziemlich genauen Eindruck vermittelt, welche Konflikte das Leben in den Wäldern prägten, ein Leben, das in der Memoirenliteratur oft sozialromantisch verklärt wurde. So erfährt man von den Schwierigkeiten einiger Neuankömmlinge mit der anti-intellektuellen Stimmung, weil Leute mit Bildung keine handwerklichen Fähigkeiten besaßen und von den anderen durchgefüttert werden mußten. Fluchen gehörte zum guten Ton und Saufen war eine geschätzte Tugend, und beides beherrschte Tuvia Bielski perfekt. Seine Frau Lilka ist davon überzeugt, daß sein Erfolg bei den Verhandlungen mit den Russen nicht unwesentlich darauf zurückzuführen war, daß er sie »unter den Tisch saufen und genauso gut wie sie

fluchen konnte«. Erfolg hatte Tuvia Bielski auch bei den Frauen, denn seine soziale Stellung versprach vor allem den Alleinstehenden Privilegien und Sicherheit.

Nechama Tec, die zwei Wochen vor Tuvia Bielskis Tod 1987 ein letztes Gespräch mit ihm führte, hat ihn einfühlsam porträtiert und den Charakter des nicht unumstrittenen Partisanenführers gut getroffen. Tuvia Bielski handelte aus gesundem Menschenverstand, und es war für ihn selbstverständlich, möglichst viele Juden zu retten. Seine gute Kenntnis der Leute aus der ländlichen Gegend machte ihn unter den außergewöhnlichen Umständen zu einem charismatischen Führer, der mit Improvisationskunst und Intelligenz wahre Wunder vollbrachte. Aber als sich die Zwangsgemeinschaft auflöste, spielte auch Tuvia Bielski keine Rolle mehr. Er geriet wie viele Untergrundkämpfer in Vergessenheit und faßte, aus seinem sozialen Zusammenhang gerissen, nirgends mehr Fuß.

Tuvia Bielskis letzte offizielle Handlung war die Übergabe von Ausweisdokumenten an seine Einheit. Der zuerst hochgelobte Anführer der Bielski-Einheit wurde bald darauf beim russischen Geheimdienst denunziert. Tuvia flüchtete mit seiner Familie nach Palästina und diente später in der israelischen Armee. Nach seiner Militärzeit wurde Tuvia Taxifahrer, es »begann sein Abstieg ins Nichts«. 1956 wanderten die Bielskis enttäuscht in die Vereinigten Staaten aus, wo Tuvia als Lastwagenfahrer arbeitete.

»Hätte er darauf bestanden, ein Held zu sein und als solcher anerkannt zu werden, hätte man ihm einen wichtigen Posten gegeben«, sagte Daniel Ostaszynski, der als Mitglied des Judenrats einen Massenausbruch aus dem Ghetto Nowogrodek organisiert und Zuflucht in der Bielski-Einheit gefunden hatte. Auf diese Idee aber ist Tuvia Bielski nie gekommen.

Nechama Tec: *Bewaffneter Widerstand. Jüdische Partisanen im Zweiten Weltkrieg.* Bleicher-Verlag, Gerlingen 1996, 324 Seiten, 44 Mark

Klaus Bittermann schrieb in KONKRET 12/95 über den Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy

Konkret 05/96, S. 54

Martin Walser

wieder das vergessen

heute: Martin Walser

Redebeitrag für das Teach-in »Zerschlagt die kapitalistische Klassenjustiz« am 22. Januar 1969 an der Universität Köln

Was die Gesellschaft von den Studenten möchte, ist eine Art farbenfreier Agilität und Modernität... Aber da Ihre antiautoritäre Praxis den politischen Inhalt, die demokratische, ja sogar die sozialistische Tendenz immer noch nicht verleugnet, deshalb verfallen Sie der Behandlung, die die politische Linke bei uns seit Bismarck, Hitler und Adenauer zu gewärtigen hat, sobald sie eine nennenswerte Kraft zu werden droht: Sie werden zuerst diffamiert, dann polizeilich behandelt und administrativ bedroht, und wenn das immer noch nichts nützt, wird die Justiz mobilisiert, Sie müssen zu Kriminellen gemacht werden...

Bleiben soll diese großbürgerlich bestimmte Herrschaftsform. Daß diese Herrschaftsform in diesem Jahrhundert zwei Weltkriege anzettelte, die 70 oder 80 Millionen Menschen das Leben kosteten, gilt als Betriebsunfall...

Seit Kenia, Korea, Kongo, Algerien und Vietnam wird immer deutlicher, in welcher Art Gesellschaft wir zuhause sind. Deshalb ist eine Minderheit aktiv geworden. Der Herrschaftsapparat hat unverhältnismäßig reagiert. Die Bevölkerung schaut der Eskalation interessiert zu. Die öffentliche Meinung, die bei uns vorwiegend von Liberalen gemacht wird, verändert sich von Monat zu Monat zuungunsten der Studenten...

Die formierte Gesellschaft wird jetzt kraß aufgerufen, sich gegen eine Minderheit zu formieren und sich nichts mehr gefallen zu lassen... Die politisch aktiven Studenten sollen als kriminelle Sektierer diffamiert werden, der bei uns immer mobilisierbare Haß gegen Minoritäten soll endlich wieder geweckt werden, daß in Zukunft nicht nur ein paar unaussterbliche Reichshauptstadt-Berliner nach dem KZ für Studenten rufen...

Manche glorifizieren sich geradezu mit der Metapher, sie säßen zwischen den Stühlen. Auch diese besonders luxuriöse Selbstbemitleidung ist nichts anderes als eine Form der Parteinahme für den Status quo.

Wahlaufruf zugunsten der DKP-Bündnisorganisation ADF, 1969

Der Anteil der Löhne und Gehälter je Umsatzeinheit in der Industrie war seit 1962 nicht mehr so niedrig wie jetzt. Die »soziale Symmetrie« war ein schicker Bluff. Das Großkapital hat seine »Runde« gekriegt. Die Arbeitenden kriegen ihre versprochenen »Runden« in dem Augenblick, in dem der Zuwachs durch Entwertung schon aufgezehrt ist. Und so weiter. Kurt Sontheimer hat von der Protestbewegung gesagt, sie sei links, »weil sie das Bestehende zugunsten größerer Freiheit und wirksamerer Gerechtigkeit verändern will«. Das ist das, was linke Politik dem Rechtsrutsch als Ziel entgegensetzt. Demokratie nicht als feierliche Täuschungsphrase, sondern Demokratie am Werktag.

Rede auf der DKP-Großveranstaltung am 12. Juni 1971 in Nürnberg: Elf Punkte für ein Arbeitsprogramm

Mein Auftraggeber ist der, dem es schlechter geht... Es ist keine Kunst, wenigen verständlich zu sein. Vielen verständlich zu sein, fordert Mut. Was nicht auch ein anderer sagen könnte, soll man besser verschweigen... Schön blüht und ohne Zweifel rot die Tendenz: dem Bestehenden ziehen wir das Bessere vor: den Sozialismus, wie er im Buche steht: schön und beweisbar... Weißt Du also, warum Du den Mund nicht aufmachst, wenn Ausbeuter Ausbeuter genannt werden müssen?... Voller Tendenz zeigen sich, wenn Du sie aufschreibst, Deine Erfahrungen. Als Dein Leser entdeckst Du Deine Tendenz zum Sozialismus.

Essay im »Spiegel« 1993

Nach 1968 haben wir durch weitgehende Urteile aus aufbegehrenden Studenten unbelehrbare Terroristen gemacht. Jetzt machen wir Rechtsradikale aus Jugendlichen, die ihren Protest so kraß wie möglich kostümieren. Das ist eine Protestbewegung von rechts, aber es ist in erster Linie eine Protestbewegung...

Wenn sie sich dann den Satz »Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein« an den Arm kleben, dann sollten die, die das zum Erbrechen finden, zuerst einmal überlegen, wie es zu diesem Satz kommt... Solche Sätze und die dazugehörigen Taten vollbringen Kinder, die in einer Gesellschaft aufwuchsen, in der alles Nationale ausgeklammert oder rückhaltlos kritisch behandelt wurde...

Die vierzigjährige Ausklammerung des Wortes Nation aus dem Sprachschatz der Zurechnungsfähigen, der Meinungsmacher, der Politiker, der Intellektuellen hat nicht verhindert, daß abseits der öffentlichen Meinung das Wort

Nation sich erhalten hat. Im Samisdat. Wer vor 1945 lesen und schreiben gelernt hat, der hat die Ausgrenzung miterlebt, vielleicht auch mitgemacht. Der hat aber auch die Selbstunterdrückung erlebt, die damit verbunden war...Ich glaube, die Entwicklung rechtsextremer Gruppierungen sei eine Antwort auf die Vernachlässigung des Nationalen durch uns alle... Da ist eine ganze Gruppe Jugendlicher ins Asoziale geraten, nur weil ihr Diskurs (der nach rechts tendierende) überhaupt nicht zugelassen wurde...

So wie einem um 1970 für jede nicht genehme Äußerung der sogenannte Boden des Grundgesetzes entzogen wurde (die Entzieher waren Rechte bis SPD-Mitte), so möchte jetzt eine verstreutverdrossene Linke jeden erledigen, der sein Leben nicht mit ihrem Bekenntnis verbringen kann...

Der Linke, das weiß man, hat vor allem recht. Er mißt sich dauernd an seinem Gegenteil, dem Rechten. Aber was den Linken besonders auszeichnet: er hat nicht nur recht, sondern er ist auch der bessere Mensch. Das ist die Erfahrung. Aber sicher bin ich nicht, daß der Rechte nicht genauso recht hat...

1994 erhielt Martin Walser aus der Hand des Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg das Große Bundesverdienstkreuz

Konkret 05/96, S. 56

Wiglaf Droste

Melodie & Rhythmus

Div.: Nicht Zuhause Mama 2; Trikont/Indigo; (Hrsg.: Franz Dobler)

Als der Augsburger Schriftsteller Franz Dobler Ende Januar 1995 bei Trikont den Sampler »Wo Ist Zuhause Mama – Perlen deutschsprachiger Popmusik 1« herausbrachte, sorgte er damit in Musikschreiberkreisen für mehr Aufregung, als er sich hätte träumen lassen. Vor allem jene Vertreter des Genres, die unter der Vorstellung leiden, sie seien maßgeblich und wichtig, waren beleidigt: Der Außenseiter Dobler hatte sie nicht um Erlaubnis gefragt. Huch! Einfach 24 deutschsprachige Popsongs versammeln, darunter das bis dato unveröffentlichte »Nana Mouskouri-Konzert« von Funny van Dannen und das nicht minder unbekannte Titelstück »Wo ist zuhause Mama« von Johnny Cash – durfte der das? Niemals!, hieß es und Na warte!, und dann wurden die Messer gewetzt.

Kerstin Grether von »Spex« stellte sexistische Tendenzen erstmals mit der Stoppuhr fest: Die Stücke der beteiligten Frauenbands seien »nicht länger als 1.40 Minuten«. Hut ab!

Thomas Groß von der »Taz«, der gern so tut, als habe er schon mit Lou Reed und Neil Young im Übungskeller gestanden, schrieb anwanzerisch und gönnerhaft von den »guten alten Element of Crime« und warf Dobler ansonsten »Totalverkrampfung« vor, weil der sich in seinem Vorwort ausdrücklich gegen jede Vereinnahmung durch Deutschtümler und »Nationalismusdreck« verwahrt hatte.

Dobler wußte schon, warum er – gleichsam für die beschränkte Linke – so deutlich wurde, allein, es nützte ihm nichts. Denn jetzt trat, in KONKRET 7/95, Günther Jacob auf den Plan und schoß den Vogel ab: Gerade Doblers Distanzierung vom Nationalismus sei Indiz für diesen, bog sich Jacob sein Weltbild zurecht und schippte all seinen Frust über doofe, eklige Deutsche in die Schuhe von Franz Dobler, der plötzlich als Wegbereiter der Wildecker Herzbuben dastand.

Was nützte es Dobler, daß er den schönen Satz »Heimat ist da, wo man sich aufhängt« geschrieben hatte? In KONKRET kann es schon mal passieren, daß als deutschnational speziell der denunziert wird, der es nachweislich nicht ist. (Ganz folgenlos blieb Jacobs Geraune übrigens leider nicht: Ted Gaier und Schorsch Kamerun von den Goldenen Zitronen zogen das für Doblers zweiten Sampler »Nicht Zuhause Mama« lange zugesagte Stück »Die Bürger von Mannheim, Solingen etc.« in letzter Minute zurück. Brav gemacht, Jungs: Für Konformismus, der sich als Widerstand schminkt, gibt's Küßchen im Schanzenviertel.)

Jetzt sind 15 Monate rum, Funny van Dannens »Nana Mouskouri-Konzert« ist längst ein Hit und, das ist eine schlechte Nachricht, vom peinlichen U. Lindenberg gecovert worden. Ob solch schweres Schicksal auch einem der 25 Stücke auf »Nicht Zuhause Mama 2« droht? Und wenn ja, welchem? Hört man »Ein Gospel mehr« von Tilman Rosmy schon bald von Klaus Lage? Werden die Böhsen Onkelz Ernst Jandls »Eangrob« (wie Ehrengrab) covern? Sieht man Bands wie Stereo total, Tocotronic, Ja König Ja und Erdmöbel demnächst bei Dieter Thomas Heck, Carolin Reiber oder Stefanie Hertel? Ist Rocko Schamoni von Franz Dobler zum Faschismus verführt worden? Und was werden Frau Grether, Herr Groß und Herr Jacob nur dazu sagen?

Konkret 05/96, S. 56

Michael Rudolf

Melodie & Rhythmus

Christian Graf/Burghard Rausch: Rockmusiklexikon Europa. 2 Bände, 1520 Seiten; ders: Rockmusiklexikon. Amerika, Afrika, Australien. 2 Bände, 1128 Seiten, alle Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1996, pro Band 14,90 Mark

Einem ungeschriebenen Gesetz zufolge muß pro Legislaturperiode mindestens ein Rocklexikon erscheinen. Große Publikumsverlage halten da viel auf sich. Erinnert sei an die tief in den Siebzigern verwurzelte rororo-Ausgabe von Barry Graves (L) und Siegfried Schmidt-Joost oder an die für den Manager in uns zugeschnittene, also ebenso unbrauchbare Lightvariante Frank Laufenbergs (Econ). Und jetzt Fischer mit einem Vier-Bände-Riemen. Die Sparte Übersee sogar nur als Reprint der Taurus Press Edition von 1989.

Dem Rocklexikongedanken ist ja inhärent, daß wie selbstverständlich vom Interesse an der Fortexistenz seines Gegenstandes ausgegangen wird. Wie man ihm Impulse verleihen könne; wer? und wozu? fragen wir höchstens matt. Nachrufe wären das beste, klinisch sezierend; ein Tritt und ab damit. Nur diese ewige Fanlyrik (die Stones mit 18 Seiten!) nicht mehr. Etwaige »Neuigkeiten« erledigen die Klatschblättchen jeden Monat allemal schöner und unterhaltsamer: »Rock Hard« (Metal), »Zillo« (Dumpfbacken), »Spex« (Klugscheißer), »Meine Melodie« (Volkstum), »ME/Sounds« (Schlager) etc.

Mühselig sind daher die Wertungen von Graf/Rausch aus »ME/Sounds« und »Rolling Stone«-Zettelkästen zusammengeklau(b)t und ab und an mit juvenilen Kraftausdrücken ausgeschmückt – aber was soll uns das? So schreiben Sammler für Sammler, Fans für Fans. Und die verstehen ja bekanntlich gar keinen Spaß. Hier begehrt der Kleingeist auf und schießt Kobolz. Man sieht die Besessenen förmlich in ihren posterbewehrten Gartenlauben: emsig Besetzungen nachprüfend, LP/CD-Erscheinungsjahre verbessernd und empörte Leserbriefe schreibend.

Wie man es auch anfängt, der Wille zum Rocklexikon mündet zwangsläufig im Gigantismus. Und ein zwanzig- oder zweihundertbändiger Bertelsmann (mit Goldschnitt und beigelegten Schallfolien), für Anlegewillige zur Subskription ausgeschrieben, ist nur noch eine Frage des nächsten Fünfzigjahrplanes. Zeit für Konzertbesuche oder Plattenhören bliebe den Schreibern und Lesern dann freilich nicht mehr. Wozu auch.

Konkret 05/96, S. 56

Rayk Wieland

Melodie & Rhythmus

Franz Josef Degenhardt: ...weiter im Text; Polydor

Franz Josef Degenhardt hat eine neue Liedersammlung zusammengestellt, »...weiter im Text« heißt sie und deutet an, daß an das Vorhergesungene angeknüpft und an der Konzentration aufs Wesentliche und eben das, was gesagt werden muß, unbeirrt festgehalten werden soll. »Es geht ja trotz allem weiter im Text, / und wir fahren auf anderen Routen. / Und die Liebenden steigen in den gleichen Fluß / und küssen sich in den Fluten«, singt Degenhardt im Titelsong, und das ist einerseits wahr und andrerseits aber ein sentimentales Rührstück. Nichts Neues ist also zu erwarten, und in der Tat sind, von ein paar modernen Mätzchen in den Arrangements abgesehen, Degenhardts Themen und Vortragsweisen die gleichen geblieben: Seiner Musik hat die Zeit zwischen jenen Tagen, als er noch sein Publikum ermunterte, an den Tisch unter den Pflaumenbäumen zu kommen, und heute nicht viel bedeutet. Degenhardt singt den »Heimweh-Blues« (»Jetzt kommen die Einschläge immer näher...«), das »Brunnen-Rondo« (»Sicher, nichts ist so wie früher; / alles neu und anders, doch / immer kommen sie noch zum Brunnen...«); vertont ältere Texte etwa von Johann Christian Günther (»Endlich bleibt nicht ewig aus...«) und Der von Kürenberg (»Ich zog mir einen Falken, länger als ein Jahr...«); räsoniert in den besten Stücken des Albums »Warum denn auch nicht« oder »Nach 50 Jahren« über Fatalität oder Folgerichtigkeit einiger sog. linker Biografien und zieht eine Lebens- und Jahrhundertbilanz, die, wie übrigens auch die anderen Lieder, durchaus resignative Züge trägt: »...die Kotze im Hals macht einen stumm, / weil alles auch bleibt wie es immer schon war, / Kostüme nur wechseln, und dieses Mal / die Kälber, bevor sie zum Schlachthof renn', / auf Mauern tanzen, vor Rührung flenn'«. Krieg, Leid, Ausbeutung, Vergeblichkeit, Opportunismus, Demagogie usf., so scheint es, kehren für den Kommunisten Degenhardt in der Geschichte ewig und kreislaufartig wieder – jedenfalls ist ihm die Mühe anzumerken, die es kostet, seinen Gesang dagegen zu richten.

Konkret 05/96, S. 57

Sebastian Wehlings

Melodie & Rhythmus

Tocotronic: Wir Kommen Um Uns Zu Beschweren; Motor/Polydor

Es ist das dritte Album in einem Jahr. Tocotronic schreiben sehr viele Songs, und die müssen auch so schnell wie möglich veröffentlicht werden. Die kurz aufeinanderfolgenden Veröffentlichungen sind aber auch der Versuch einer lückenlosen Dokumentation der eigenen Entwicklung. So verstehen sich auch einige der Texte ihrer Lieder, die sich immer wieder zur momentanen eigenen Situation äußern. Auf diesem Album ist es gleich der erste Song: »Nach der verlorenen Zeit (Titel des letzten Albums, S.W.) habe ich erst mal weniger nachgedacht. Vielleicht darüber, wie man ein paar neue Lieder macht. ... Nach der verlorenen Zeit habe ich erstmal weniger gehaßt. Man findet ja nicht immer etwas, was einem grad nicht paßt.« Den sich hieran anschließenden Refrain schreit Sänger Dirk von Lowtzow so befreit wie selten zu vollverzerrtem Gitarrenzeug aus sich heraus. »Jetzt geht wieder alles von vorne los«, heißt es dort.

»Wir Kommen Um Uns Zu Beschweren« ist vielleicht wirklich eine Art Neuanfang für Tocotronic. Die Befürchtungen, die man haben konnte, daß die Band ein Destillat aus den beiden Vorgängern erstellen könnte, weist dieses Album zurück. Tocotronic haben die Erwartungen, die zweifellos auf ihnen lasteten, von sich abgestreift und ein wunderbar ausgelassen ablärmendes, bisweilen geradezu verfrickeltes Album voller ellenlanger verspielter Instrumentalpassagen aufgenommen. Da ist es nur konsequent, daß man soundmäßig nicht an die doch etwas zu glatt geratene Produktion der letzten Platte anschließt, sondern zum charmant gepolterten Klang des Debüts »Digital Ist Besser« zurückkehrt.

Auch wenn Tocotronic immer noch Lieder wie »Ich wünschte, ich würde mich für Tennis interessieren« singen, so vernachlässigen sie doch zusehends die sloganhafte Lustigkeit in ihrer Musik. Es werden keine Plakate mehr geklebt, auf denen in Großbuchstaben Losungen wie »Jungs, hier kommt der Masterplan« stehen. Statt dessen vermehrt: kurze, assoziative, sich nicht selbst erklärende Geschichten. Manche erzählen von »Schritte(n) auf der Treppe«, andere heißen »Ich heirate eine Familie«, und die besten von ihnen bestehen nur aus zwei sich gegenseitig aufhebenden, endlos wiederholten Zeilen wie »Ich möchte irgendetwas für Dich sein« und »Am Ende bin ich nur ich selbst«.

An anderer Stelle zitieren sich Tocotronic mitsamt ihrem schweinischen Gitarrenhändler und ihrem »Haß auf all die Deppen« noch einmal rückblickend selbst. Das Lied, in dem dies geschieht, trägt den nur vermeintlich programmatischen Titel »Ich werde mich nie verändern«. Denn es ist gerade die Stärke dieses Albums, daß seine Lieder von einem solch affirmativen Statement überhaupt nichts wissen wollen.

Konkret 05/96, S. 59

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Peter Rühmkorf, TABU 1, Tagebücher 1989-1991), 28.6.1989, S. 70:

»Unten (bei einem Buchverlag) Horst Thomayer zu Besuch, der Ali Schindehütte genialische Geburtstagsgratulationsnummer aufs Band gezwitschert hatte. Als lebendiger Mensch erscheint er einem nicht ganz so pläsierlich. Beim lockersten Parlando immer heimlich (aber spürbar) in Lauerstellung, um die Lücke für einen Stich, ein As, einen Schmetterball auszuspähen. Ein Ping-Pong-Pointen-Automat.«

Danke, lieber Peter, für die Gastfreundschaft in deinem Tagebuch. Was du da auf den Punkt durchschaust, ist freilich nur ein Blättchen am Zweig vom Ast am Stamm meines Charakterbaums, das obendrein abgefallen ist, denn ich bin mit Parties jedweezter Art schon seit Jahren durch und bedarf mithin dieser von dir deskriptierten (nembei: hart! erarbeiteten und drum auch so gnadenlos exekutierten) Technik nicht mehr. Ich bringe z.Zt. ca. 95 Prozent lebendiger Pläsierlichkeit, will aber die nächsten Tage zusätzlich Druck machen bei mir. Denn wenn wir am 1. Mai im Schriftstellerblock der IG Medien, Gau Nordmark, uns bei machtvollem Marschtritt gegen die globale Berlusconiseuche unterhaken, dann will ich dir gefallen ganz. Bis dahin Xundheit dir und Hellichkeit allerwege.

Lieber Herausgeber, lieber Genosse H.L.G.!

Halte nun schon bei kein Tag krank und keine Mäck Weihnachtsgeld seit über zehn Jahren die Knochen hin auf dieser Seite zum Zeilenentgelt von Leipzigeinundleipzig und habe gegen das Knutenmotto »Erst das Blatt + dann die Schreiber« nie aufgemuckt. Doch ich bin infolge ‘89 u.ä. soo hinterblieben und unzufrieden und ausgeschrieben, daß ich einen Push brauche fürs Fürdre, sollst du mich nicht in persönliche Pflege nehmen müssen eher über kurz denn über lang. Ich beantrage also drei Tage Bildungsurlaub (An- und Rückreise incl.) für das nächste »Selbstbegeisterungsseminar« des »Instituts für Persönlichkeit und Kommunikation« von Herrn Dr. Stephan Lermer zu München, in welchem ich qua »P.E.N.« = Positive emotionale Neuerfahrung erlern, »im Zeitalter tiefgreifender Veränderungen mental im Plus (zu) bleiben«. Teilhabe hie auch an einem »Lebenserwartungstest« ich, »3 Erfolgsspiralen«, dem »Gebrauch der magic words«, der »Erkenntnis blinder Flecken und Blockaden« sowie dem Händln des »Ego-Marketings«. Flug? Bahn? Geschenkt. Ich trämpe; und nächtige in einem GREYWOLF-Schlafsack im Englischen Garten. Aber 690 Mäck brauch ich: für den Push incl. »Seminarunterlagen, Pausengetränke, Menue im Drehrestaurant auf dem Olympiaturm, Turmticket und Transferelemente«.

Bitte, lieber Hermann, genehmige. Und ich bin in der jugoslawischen, der Standort- sowie in der Frage, wies sonstnoch weitergeht, da like new born.

Das Buch Fernsee

1.

Dies ist die Rede des Levitenlesers Hotte, des Wildenrothers, der da liest die Leviten in konki

2.Und es liest Hotte heute die Leviten Fliege, dem Fernsehpfaffen nachmittags im Ersten, und die Leviten lauten

3.Ströme von Scheiße fließen hinab die Kanäle, und sammeln sich in der Senke, dem Fernsee; und es verdampft die Scheiße, und steigt auf als der Scheiße Dampf, und klumpt sich am Himmel, und regnet herab als Scheiße, und sammelt sich in den Kanälen, und fließt hinab die Kanäle, in die Senke, den Fernsee, und verdampft dort aufs neu

4.Von aller zu ewiger Wiederkehr verdammten Scheiße aber kommt gleich keine deiner, o Fliege, denn sie ist die brockenloseste und verdampfendste unterm von TV-Satelliten verstopften Orbit

5.Wie du, o Fliege, auf dem Cover deines das eitelgepflegte Spießer-Durchhalten pfäffischbrutal feiernden Büchleins wie ein von positiv vergornen Früchten trunknes Bäffchenäffchen die Daumen spreizest nach oben wo die toten Einschaltquoten hängen golden, das ist schon ganz schön scheiße

6.Scheiße àla Schmackes mit Karamel ist deine Scheiße dann von der aus dem Straßenfestmob sich rekrutierenden Diebstahlsheimwehr, die sich nach 22 Uhr duzt und nach 23 Uhr besoffen Streife läuft gegen die Po-Lacken und die Ru-Mänier und die Gha-Nesen

7.Scheiße aus reiner Scheiße aber ist deine Scheiße von der Komikerrasse der Juden, so deutschen wie Woody, denen, mit Witz und Humor genetisch geschlagen, ahasverusmäßig aufgegeben, das Gojvolk der Moiks zu unterhalten, wiewohl sie,

die »Seh'n-Sie-Kostbaren«, zu faul zu pflichtschuldiger Vermehrung, heute gradmal in Ziffern vierzigtausend krumme Nasen zählen

8.Alarmanlagen und drunter Jude in Deutschland. Auf was für einem Haufenhaufen Scheiße, o Fliege, sitzest du, die phallusierten Daumen ausgefahren nach oben, wo die toten Einschaltquoten hängen, aus reiner Scheiße

Konkret 05/96, S. 60

Hermann Peter Piwitt

Schluß mit dem Theater!

Die in die Jahre gekommenen Jungen Wilden auf der Bühne: lauter Zeitgeist-Fuzzis

Von der amerikanischen Comedy-Serie »Eine schrecklich nette Familie« habe ich fast keine Folge ausgelassen, seit es sie gibt. Und es ist gut möglich, daß ich mich ohne sie längst umgebracht hätte; so dialogisch gründlich, zauberisch, gnadenlos und weise, wie es zugeht bei den Bundys. Jetzt laufen nicht einmal mehr Wiederholungen; und wie ich in Zukunft – mit einem Großschriftsteller der 50er Jahre, Werner Bergengruen, zu faseln – »die Nacht bestehen« soll, weiß ich nicht. Superman stirbt, Arsat, der Kosmospriester, ist tot, das Rindvieh, die Freunde ... Schon gut, Edda. Vielleicht lese ich einfach wieder mehr, zum Beispiel ein Theaterstück; wie zuletzt hin und wieder schon mal an den schrecklichen, den Bundyfreien Wochenendnächten: *Timon von Athen* las ich zum Beispiel gerade. Ich würde den *Timon* gern inszenieren. Das heißt, ich würde die Schauspieler einfach, so gut sie können (und sie können ja viel, viel mehr als »Regietheater« ihnen derzeit abverlangt) aufsagen lassen, was drinsteht. Und wer danach nicht wie vernichtet sich von dannen höbe, wäre: ein Lappen.

Vor vielen Jahren sah ich einmal den *Woyzeck*, vom Regisseur stark eingekürzt, auf einer Riesen-Staatstheaterbühne über drei Stunden weg zu Brei inszeniert. Ich schwor mir, nie wieder ins Theater zu gehen; und wurde rückfällig; und prompt, vor gut einem Jahr, dafür bestraft, und zwar in Hamburg mit der *Dreigroschenoper*, in der Regie von K. Thalbach. Zu sehen und zu hören: eine schrill vertobte Klamotte, aller politschen und sozialen Intelligenz bar, mit Resten des Originaltextes als Applikationen, Gadgets.

Aber taugt dieser Brecht denn überhaupt noch zu mehr? Ist er nicht tatsächlich längst archivierte Schlagergeschichte, so schrecklich abgesungen wie er ist von Knef bis Milva? Die frühe Schallplatten-Fassung scheint das Stück für immer zu Kuschel-Klassik erledigt zu haben. Aber zu glauben, es ließe sich deshalb aus der Glut kein neues politisches Feuer schlagen, heißt traumlos auf demMond zu leben statt in einem Land, in dem es nach wie vor tigerbrownmäßig sich aushalten läßt, solange die soziale Frage noch immer exportiert werden kann, sagen wir nach Bangkok: Die Peachums ein in die Jahre gekommenes Zuhälter- und Gastwirtpaar. In deren Etablissement abgefressene deutsche Soubretten vor Bumsbomber-Touristen von der »Seeräuber-Jenny« und, zum Mitschunkeln, vom »Sich-einfach-hinlegen-müssen« singend. Und auch die Liebenden, Polly und Macheath verträllert und immer mal wieder in Gedanken beim Theater auf dem Theater ... Nie an etwas gedacht in *der* Art, Frau Thalbach? Ist ja nur ein Vorschlag, einer unter anderen, möglichen. Sofern sie nur beherzigen, was Volker Klotz, der Wiederentdecker der Operette, kürzlich schrieb: »Wer hinweginszeniert übers je Besondere bestimmter Texte, aber auch bestimmter Epochen, die sich ihnen eingeprägt haben, betreibt letztlich uniformes Einerlei und allerletztlich eine Apotheose der Leblosigkeit. Egal, ob laut oder leise.«

Bei E. Schleef »schreit« (O-Ton Schleef) »Brechts ›Puntila‹ von Anfang an bis zum Schluß um Hilfe«, ähnlich wie Hitler, bei dem es, so Schleef, am Anfang auch ein Kampf ums Mitfühlen gewesen sei; und das Ende sei dann ein fatales, zutiefst tragisches gewesen. Mitleid vor allem verdient, so erfahre ich aus der Presse, auch bei F. Castorf Herr Puntila, ein »Gutsherr wider Willen«, der lieber wie sein Knecht Matti wäre; und Matti natürlich auch bloß wie Puntila. Das ist etwa auf die Erkenntnishöhe meiner alten Mutter, die, zweimal die Sparbücher verreckt, immer mal, wenn wir mit der Elbfähre unterwegs waren, angesprochen auf gutkolonial erwirtschaftete Reedersvillen an der Elbchaussee, auf ihren Zahnstümpfen kauend, zu bemerken pflegte, auch da gebe es schließlich Krankheiten, Krebs und anderen Kummer, und so.

In Peter Weiss(*Marat/Sade* findet, nach Kriegenburg und Börgerding in Hannover, offenbar nur eine linke Grufti-Diskussion statt, die mit Recht ins Irrenhaus gehöre. »Wir sind Humorsoldaten«, singen die Narren (»Freitag«, 13/96). Warum nicht gleich: »In Auschwitz auf dem Rost, da geht sie ab, die Post«? Und wer dann noch immer nichts zu lachen hat, lacht sich gefälligst tot?

»Kannst du gut ficken?« ruft E. Schleef auf dem Provokationsniveau von 1967 ins Publikum des Berliner Ensembles. Wer nimmt noch Anstoß an unseren MegaStrieses? Nobel erregt sich Sigrid Löffler in der »Woche«; und ist sich doch selbst fürs »Literarische Quartett« nicht zu schade.

Und das Premierenpublikum, die Gebildeten, die sich Premieren erlauben können? Aber ein gutverdienender Gebildeter, das ist schon mal der reine Widerspruch; und gibt es ihn einmal, hat bestimmt wieder oben einer nicht aufgepaßt. »Die kapitalistische Produktionsweise zertrümmert die bürgerliche Ideologie«, schreibt Brecht im »Dreigroschenprozeß«; und was er damals noch nicht wußte: mittlerweile auch jeden anderen Sinn. Und der Premierenpöbel läßt den Klassikern dazu auf den Bühnen austreiben, was ihm noch ein schlechtes Gewissen dabei machen könnte. (Wieder nüchtern gibt’s dann den Ethik-Workshop.) Über das ausgeschlachtete Wirtstier Theaterstück aber verwirklicht sich der Regisseur omnipotent in der jeweiligen Profilierungs- und Novitäten-Gaudi. Denn es reicht nicht, den Rock Christi zu zerteilen, man will auch noch darum würfeln, *spielen*. Bach hat sie in der »Johannes-Passion« in Musik gesetzt, des Zeitgeists hechelnde Bande. Die Krone aber dem, der am unverschämtesten den Clown seiner Laster zu spielen versteht. Und schon notiert die

rezensierende Hofschranze: »sperrig«, »widerständig«, »querköpfig«, »unangepaßt«, oder wie immer das heißt, wenn jemand nichts zu sagen hat, das aber: heftig.

Bleibt das ganz normale Abo-Publikum, das in Hamburg nach dem Schlußapplaus »dascha gediegen« sagt, was soviel heißt wie: Ich versteh zwar nichts davon, aber: muß ja wohl ...

Wozu das Theater? Eh, daß man sich noch aufregt; und dann stellt sich E. Schleef am Ende auch nur als eine im Grunde brave Arschnase heraus und hat, wie Hitler, nur die falschen Berater ... Daß ich gern einmal *Kabale und Liebe*, mit scheuer besonnener Hand entschlackt, sehen würde, und wo ich das könnte, vielleicht in Celle? fragte ich einmal einen ehemaligen Studienkollegen, als wir uns zufällig in Rom trafen, Peter Stein, und er antwortete ein wenig bitter: Ach, was wir damals Anfang der Siebziger mit Idealen losgetreten haben, das ist doch in der Provinz längst schon schlechte Konvention. – In der Provinz, ja. In Hamburg, Hannover, Berlin.

Schade ums Theater. Aber gibt es nicht noch immer die Oper? Da kann man – ob Dorabella im Waschsalon oder Romeo und Julia an der West Side – immer noch die Augen zumachen, die Ohren spitzen und lauschen, wie unergründlich besonnen das musikalische Material arbeitet; denn es gab zwar schon Mozart verballhornt in den 50er Jahren, von Hundert-Mann-Orchestern wie Bruckner oder Strauß gespielt; in der Regel aber wahren Dirigenten den Eindruck, daß sie noch dem musikalischem Werkstück dienen, wenn sie sich selbst bedienen.

Warum? Und wie lange noch? So vielfältig die Möglichkeiten der Neudeutung sind, die sich eröffnen: Beethovens »Neunte« zum Beispiel als Tugend-Terror-Getöse eines verschrobenen Frühachtundsechzigers. Oder es ließe sich Trash rein-cutten, »loose« getragen das ganze, als Psycho-Hipp-Hopp, mit industriellen Rhythmen und scratches, vision-mäßig, versteht sich.

Als vor Jahrzehnten die ersten Nibelungen in Cut und Bowler (oder waren es SS-Uniformen?) auf Bühnen auftauchten, da mochten sich Regisseure des je schlaumeierischsten unter den Klassenkameraden erinnert haben, wie er, bei Schiller, den Deutschlehrer mit der Frage, was denn daran noch zeitgemäß sei, beirrte. Denk ich mal. Glaubten sie, mit Aktualisierungen könnten sie das fehlende Bewußtsein dafür herstellen, woher wir kommen und wohin es mit uns kommen kann? Ich weiß es nicht. Meinetwegen jedenfalls muß der Großinquisitor im *Don Carlos* nicht wie der Präsident von AT&T aussehen, wenn er vom Marquis Posa sagt: »Sein Leben liegt gefangen und beschlossen in der Santa Casa heiligen Registern.« Ich kann mir auch ohne das vorstellen,worin das geschlossene System der *einen* Welt von damals dem von heute gleicht.

Inzwischen »gibt es keine Zukunft und keine Vergangenheit mehr, nur noch Gegenwart. Und das einzige, was an Geschichtlichem passiert, ist der Kapitalfluß« (Heiner Müller). Und je weniger sich geschichtlich, gesellschaftlich bewegt, desto schriller das Hipp-Hopp auf Bühnen, die allabendliche Robb-, Kriech-, Spring- und Urschreitherapie fürs Ensemble. Der armen, schönen, wie auch immer widerspruchsvollen und unvollendeten Vernunft der Klassiker dagegen immer mal wieder eine Chance zu geben,und sei’s im Punker-Outfit, scheint nicht mehr gefragt; sie sind offenbar nur nochdas öffentliche Ärgernis, an dem Regisseure exekutieren, was Nietzsche haßte: den Zeitgeist; den Zeitgeist und die ihm verbandelteje private Obsession. Leid tun können ei-nem nur noch die Schauspieler. Und auch wieder nicht. Denn wer so verkommen ist, sich dafür herzugeben, hat es nicht anders verdient.

Hermann Peter Piwitt berichtete in KONKRET 7/94 aus einem fernen Land

Konkret 05/96, S. 62

Dietrich Kuhlbrodt

Film & Theater

Leaving Las Vegas

Regie: Mike Figgis; mit Nicolas Cage und Elisabeth Shue; USA 1995; 111 Minuten; ab 9.5. im Kino

Ganz Hollywood freut sich über diesen Off-Hollywoodfilm, denn erstens geschieht es einem glücklosen Drehbuchautor (Nicolas Cage) ganz recht, wenn er sich zu Tode säuft, und zweitens sorgt der Filmautor Mike Figgis (»One Night Stand«), der so erfolgreich die Aussteigergeschichte verfilmte, für neues Blut, gern aus Europa, sehr gern auch von anderen Medien, Hauptsache Hollywood selbst ist es, das lutscht.

Das, was bei uns das Publikum in Scharen aus dem Kino treibt, gibt in den USA den definitiven Kick: der Autorenfilm nämlich. Geschwind in einen Mainstreamfilm umdefiniert und mit Oscars garniert, dann konsumiert auch das Europublikum den US-Autorenfilm, it sucks, Leute. Der Plot – ach ja, der Alkoholiker deliriert in den Armen der Prostituierten Elisabeth Shue dem Tod entgegen, das war's – bringt es offensichtlich nicht, wohl aber die Autorität, mit der der Brite Figgis den Film zu seiner persönlichen Angelegenheit gemacht hat. Er blies auf der Trompete, bediente die Keyboards, komponierte die Musik, schrieb das Drehbuch und inszenierte den Film, in dieser Reihenfolge. Auch läßt der Musiker, Performance-Künstler und Off-Schauspieler Figgis im Off seinen Freund Sting (»Angel Eyes«) singen, und zwar zu Bildern, die eindeutig nicht im Studio aufgenommen sind. Die Szenerie ist nicht »richtig« ausgeleuchtet, die Schärfentiefe mangelhaft, auch wackelt das Bild »unprofessionell«, dafür aber stürzt sich die Handkamera begierig ins Gewiesel und Gewimmel von Straßen und Spielsälen. Statisten und Komparsen hatten sich unters angestammte Volk gemischt, die Wahrheit wird outdoors gefunden, und der Todesfilm ist voll prallen Lebens.

Die große Liebesgeschichte wird nicht vom Plot erzählt, seht Euch das an, Ihr Anhänger des narrativen Films! Was ist da alles eingeflossen: das Dokumentarische ins Fiktionale, der Realismus in die Phantasie und das Lettische in den Sprachschatz des Julian Sands. Ja, dieser hat extra für seine Winzrolle (Prolentensohn aus Riga steigt zum Zuhälter in L.A. auf) russische Filme studiert und 15 Sätze Russisch (?!) gelernt.

Andererseits sind es Kampagnen für VW, Volvo und British Airways gewesen, die dem englischen Cutter John Smith Preise eingebracht haben. Kameramann Declan Quinn ist für seine Werbefilme (British Petroleum), Musikvideos (U2) sowie für seine Aidskampagne (MTV) berühmt, während der österreichische Ausstatter Waldemar Kalinowski auf Forschungsarbeiten in Warschau zurückgreifen kann. Modisch ist Großbritannien in »Leaving Las Vegas« Kult, denn der sympathische Nuttenlook – Korsetts, hochhackige Schuhe, Schlangenleder – stammt aus dem Fundus unserer großen europäischen Designerin Vivienne Westwood. Und produziert ist der ganze Film von der Eurofirma Lumiere, die erfolgreich nach Hollywood expandiert hat. – Ja, alles ab nach drüben. Leaving Europe. Und wo bleiben wir hier, mit unseren eigenen Kreationen? Bluten wir jetzt aus? Muß die Redaktion ein Sorgentelefon einrichten? Greift wer zur Flasche?

Konkret 05/96, S. 62

Michael Nauert

Film & Theater

Devil in a blue dress

(dt.: Teufel in Blau)

Regie: Carl Franklin; mit Denzel Washington, Tom Sizemore, Jennifer Beals, Don Cheadle; USA 1995; 100 Minuten; ab 2. Mai im Kino (Columbia TriStar)

The Underneath

(dt.: Die Kehrseite der Medaille)

Regie: Steven Soderbergh; mit Peter Gallagher, Alison Elliott, Elisabeth Shue, Joe Don Baker; USA 1994; 95 Minuten; seit 12. April auf Video (CIC)

Zwei Männer, einer brav und ein bißchen hoffnungslos, der andere ein gutaussehender Verlierer und ziemlich unberechenbar. Beide finden sich wieder in korrupten Welten, die sie nicht durchschauen, in denen sie sich aber mit ihren Mitteln durchschlagen wollen. Und zwei Regisseure, beide jung und vielgelobt, die sich ihre Schwarze-Serie-Motive, die schon ein paar Jahrzehnte auf dem Buckel haben, aus Kriminalromanen leihen. Eigentlich sollte es spannend sein, über diese Filme nachzudenken, darüber, was Moral, Versuchung und die Suche nach Glück heute bedeuten könnten, über die Möglichkeiten der Übertragung einer Noir-Atmosphäre in eine Zeit allgemein konstatierter Unübersichtlichkeit, über die Berechtigung, sich zu einem Ganzen fügende Filmschicksale zu entwerfen. Aber wie so oft bei neueren »Autorenfilmen« sind eher die Zusammenhänge interessant, in denen Produktion und Rezeption stattfinden; für allgemeinere Diskussionen, also für das Leben brauchbare Ideen tauchen meistens als Nebenaspekte in Mainstreamfilmen auf.

Beim »Teufel in Blau« und bei der »Kehrseite der Medaille« hängt es aber ausnahmsweise nicht daran, daß die Regisseure auf seit langem veralteten Antworten herumreiten, und natürlich schon gar nicht daran, daß den Filmen ältere bzw. bekannte Stoffe zugrunde liegen. Im Gegenteil, es wäre sogar ein naheliegender Gedanke, durch Adaption der in anderen Kunstformen nicht mehr ganz neuen Methode des Sampling Möglichkeiten zu finden, sich auf Traditionen zu beziehen, ohne in die etablierte, langweilige Form des Remakes (Hollywood) oder die mittlerweile diskreditierte Form des Zitats (Tarantino) zurückzufallen. Aber das ist leichter gesagt als getan: Auch in einen kleinen Autorenfilm muß jemand einen Millionenbetrag investieren wollen.

Für Carl Franklin mag es noch andere Gründe gegeben haben, die Verfilmung des populären Romams von Walter Mosley, der zwar in den Vierzigern spielt, aber erst vor wenigen Jahren geschrieben wurde, formal ausgesprochen konventionell anzupacken. Nach seinem erfolgreichen Low-Budget-Thriller »One False Move« ist »Teufel in Blau« ein viel deutlicher als solcher kenntlich gemachter »schwarzer« Film. Der Roman eines Afroamerikaners, verfilmt mit Denzel Washington in der Rolle des unfreiwillig zum Detektiv werdenden naiven Helden, einer klassischen »weißen« Rolle (wie jede Heldenrolle), ist ein Stoff, der – so kann man vermuten – überhaupt erst einmal im Kino präsent sein muß, bevor man daran denken kann, mehr damit zu machen. Wie sich an den allseits euphorischen Kritiken von »L.A. Times« bis »Sight and Sound« zeigt, ist diese Normalisierung insoweit gelungen, als Franklin auch nach Maßgabe klassischer künstlerischer Kriterien Anerkennung findet. Vor allem die Leistungen der Schauspieler Washington und Cheadle werden gelobt sowie der elegante, temposichere Stil des Films und die »exotische« Atmosphäre der Nachkriegsjahre in der schwarzen Community von L.A. An letztere knüpft auch die Lobeshymne an, die der afroamerikanische Neokonservative Stanley Crouch verfaßte und die den Film als einen Sieg im Kampf um die künstlerische Umsetzung ethnischer Besonderheiten feiert. Das einzige, was da noch fehlt, um die Zustimmung zu diesem so durchweg angenehmen Konsens-Films abzurunden, ist beruhigenderweise der kommerzielle Erfolg: 16 Millionen Dollar sind auch für das Schwarze Kino kein berauschendes Einspielergebnis.

Noch wesentlich schlech-ter schnitt an den Kinokassen allerdings »Die Kehrseite der Medaille«, der vierte Film von Steven Soderbergh (»Sex, Lies and Videotapes«), ab, der folgerichtig hierzulande auch nur auf Video erscheint. Er ist ein Remake von Robert Siodmaks »Criss Cross« (mit Burt Lancaster), doch spielt die Handlung, die die bekannten Muster nicht verläßt, eigentlich keine Rolle. Erwähnenswert ist allenfalls, daß Peter Gallagher als »Held« nicht sonderlich sympathisch ist; ein ehemaliger Spieler, der durch eigene Schuld in die Situation des Getriebenen gerät, moralisch den auftretenden Paranoikern, Gangstern und Betrügerinnen zu keiner Zeit überlegen ist, wodurch die Distanz unterstrichen wird, die der Film zu seinen Personen und seinem Plot aufbaut und die seinen künstlichen »Sound« bestimmt.

Anders als Franklin ist der nach drei unterschiedlichen Filmen gewissermaßen kontextlose Soderbergh in der Position, über seinen Stoff beliebig verfügen zu können, und genau darum geht es auch. In »Die Kehrseite der Medaille« gibt es keinen Versuch, Aussagen über Psychologie, Moral oder Gesellschaft zu treffen. Handlung und Personen sind zwar vorhanden, aber nicht real, nicht einmal als Zitate einer ehemaligen Realität, sondern aufgelöst in der Form. Der Film ist eine coole,

aber in ihrer Zurückhaltung respektvolle Coverversion aller Filme dieser Art, eine Version, die ihre Spannung allein über handwerkliche Perfektion und eine mit Zeitebenen spielende Konstruktion von Komplexität (die leicht mit dem überschätzten »The Usual Suspects« mithalten kann) herstellt. Eine Version also wie ein Fußballspiel, bei dem man am Ende feststellt, daß überhaupt kein Ball im Spiel war, aber auch, daß das Ergebnis nach Torchancen in Ordnung geht.

Konkret 05/96, S. 63

Jan Pehrke

Film & Theater

Braveheart

Regie: Mel Gibson; mit Mel Gibson, Sophie Marceau, Patrick McGoohan; USA 1995; 177 Minuten; mit Unterbrechungen seit 5. Oktober 95 im Kino

Ein Gesellschaftssystem, das sich als krönender Abschluß der Menschheitsentwicklung präsentiert, hat unter alle Vergangenheit einen Schlußstrich gezogen. Gerade deshalb aber stapeln sich die Produkte der Unterhaltungsindustrie, die die befriedete Geschichte beackern. Und um noch einmal in aller Deutlichkeit zu unterstreichen, daß auch er längst gegen alles Historische immun geworden ist, kann man einen Film, der in revolutionärer Metaphorik nur so schwelgt, auch mit fünf Oscars dekorieren.

In »Braveheart«, dieses Triumphes wegen wieder im Verleih, inszeniert Mel Gibson sich selbst als William Wallace, der im tiefen Mittelalter darum kämpfte, Schottland vom englischen Joch zu befreien. Eine sogenannte Paraderolle, was den Umstand beschreibt, daß Superstars gerne Superhelden spielen, da ihr Ego dabei mehr Auslauf hat. So schlägt sich Gibson kämpfend, liebend und Konversation treibend durch die Weltgeschichte, in beeindruckender Distanzlosigkeit seinem anachronistischen Tun gegenüber. Er ist ein furchtloser Feldherr, motiviert müde Krieger im Stile eines Willy Münzenberg im Schottenrock, läßt sich eher in Stücke reißen, als um Erbarmen zu flehen, und schafft es kurz vor seinem Ableben noch, ein markerschütterndes »Freiheit!!!« von sich zu geben.

Dieser virilen Unbeugsamkeit von Wallace und seinen Mannen steht eine total verlotterte Herrschaft gegenüber, feige, hinterlistig, homosexuell, ja gar am lebendigen Leibe verfaulend. Die Art, wie Gibson das gesunde, einfache Volk in Opposition zu einer dekadenten Oberschicht setzt, hat eher rassistische als kritische Züge.

Ein weiterer Gegensatz zwischen Gut und Böse zeigt sich in der Kampfweise. Der Film hat hier das Verdienst, zwischen revolutionärer und repressiver Gewalt zu unterscheiden. Schon als kleiner Junge bekommt Wallace eingeschärft, daß es beim Kämpfen mehr auf den Verstand als auf die Kraft ankommt, und so ersinnen die zahlen- und ausrüstungsmäßig Unterlegenen später feine Kriegslisten und erfinden neue Waffen, während der englische König sein Menschenmaterial gnadenlos als Kanonenfutter verheizt und Bogenschützen einsetzt, obwohl die im Kampfgetümmel auch die eigenen Männer treffen müssen. Diese Nuancierung unterscheidet die Schlachtszenen in »Braveheart« von den diffusen Metzeleien der meisten Kriegsfilme. Muß es aber deshalb gleich »Sie kämpften wie Kriegerpoeten« heißen?

Schlußendlich sind es aber nicht die Taten der Menschen, die die Weltgeschichte vorantreiben, sondern die Toten, wie schon in Oliver Stones »Nixon«. So wie erst die Ermordung seiner Frau durch die Engländer Wallace zum Aufrührer werden läßt, so wird er selbst erst durch seinen heldenhaften Tod das Idol, das postum sein Volk eint und so das Signal zum letzten, entscheidenden Gefecht gibt.

Konkret 05/96, S. 64

Kay Sokolowsky

Tough Baby

Der richtige Star zur richtigen Zeit: Eine fällige Verbeugung vor Bruce Willis

Ich wäre innerhalb einer Woche ein toter Mann, wenn ich so leben würde, wie es in den Zeitungen steht.
Bruce Willis

Stars, das ist eigentlich nichts Neues, sind keine Wesen wie Du und ich, aber sie stellen dar, was Du und ich gerne wären. Es macht sie nicht zu Stars, daß sie Honorare einstreichen, die Hilmar Koppers Bezüge wie Peanuts erscheinen lassen. Und weniger noch als die sagenhaften Eskapaden in den zweiundvierzig Schlafzimmern ihrer Paläste oder als ihre körperliche Schönheit – Clark Gables Segelohren und Bogarts Hasenscharte wünschte kein Mann sich im Ernst – hat pure Prominenz sie in den Himmel der wahren Stars befördert. Was sie über andere Berühmtheiten, Multimillionäre und erst recht über uns Schlammbewohner erhebt, ist der Bann, in den sie ihr Publikum schlagen, allein durch eine Geste, einen Blick; durch eine Art, die Hüften zu schwingen oder Zigaretten zu halten, so unnachahmlich, daß plötzlich die halbe Erdbevölkerung sich darin übt, genauso zu laufen oder zu rauchen wie sie.

Niemals wird Claudia Schiffer ein wahrer Star werden, denn nie wird sie mehr sein als reich, bekannt und schön wie eine frischgestärkte Bluse. Doch ein schmales Hemd mit schlechten Manieren und tiefen Ringen unter den Augen mußte bloß durch einen guten und zwei schlechte Filme geistern, ehe sein jäher Abgang James Dean in jenen Himmel entrückte, von dem ein Supermodel nie strahlen wird. Denn der wahre Star ist nicht auf der Bühne, nicht im Fernsehstudio und schon gar nicht auf dem Laufsteg zu finden, sondern nur im Kino; und wenn Sinatra oder Elvis vor der Kamera nicht gelegentlich eine ebenso hohe Präsenz wie auf ihren Platten entwickelt hätten, wären sie längst Geschichte, keine Ikonen der populären Mythologie, sondern Bilder fürs Nostalgiealbum.

Dabei ist es völlig gleichgültig, ob einer gut spielen kann, damit er ein wahrer Star wird: Genies wie Pacino oder De Niro haben es geschafft; Lord Laurence Olivier, der die beiden locker in die Tasche gesteckt hätte, nicht. Dagegen kommt der imposanteste Star des heutigen Hollywood, Clint Eastwood, regelmäßig mit darstellerischen Mitteln aus, die an durchschnittlichen Provinztheatern nicht mal für den stummen Diener reichen würden. Auf der Leinwand wirkt alles größer als im Leben; am größten aber ein Gesicht, das erst auf der Leinwand zu *leben* beginnt. Und das kann man nicht lernen wie korrektes Skandieren: Die zweieinhalb dramatischen Mienen der Garbo schafft jeder Laienspieler sich in drei Minuten drauf – diese beschränkte Mimik jedoch so aussehen zu lassen, als könne es gar keinen anderen Ausdruck für Wehmut und Sehnsucht geben, blieb bis heute der zickigen Schwedin vorbehalten, die zeitlebens Haß auf das Bild empfand, in das die Kamera sie verwandelt hatte.

Der wahre Star schenkt uns *Glamour*, d.h. den Abglanz einer Welt, in der die Sprache des Körpers und des Gesichts etwas bedeutet, wo es keine üble Metapher ist, wenn von einem Lächeln gesagt wird, daß es »strahlt«. Nicht selten, sogar meistens steckt hinterm wahren Star ein Widerling wie John Wayne: ein semifaschistischer Quatschkopf, kaum fähig, sich drei Dialogzeilen zu merken, völlig ahnungslos über seine genuinen Qualitäten. Aber wenn er in der letzten Einstellung des »Schwarzen Falken« mit dem Rücken zur Kamera verschwindet, sorgt allein sein Gang, der schwere Trott seiner O-Beine dafür, daß Wayne wie das Urbild aller gescheiterten Helden erscheint.

Wohl ist der wahre Star privat genauso deformiert wie seine namen- und gesichtslosen Verehrer, wie alle Bewohner der verwalteten Welt – meistens sogar viel beschädigter: Denn wer besäße die Kraft, seinen Restcharakter zu wahren, wenn ihm der Briefträger täglich zentnerweise Fanpost mit verschwitzten Schlüpfern und äußerst detaillierten Morddrohungen zustellt? Aber die rare Gabe, auf der Leinwand wie ein *Mensch* auszusehen, ganz gleich, ob er den Helden oder Schurken gibt, wie ein beseelter Charakter zu wirken selbst dann, wenn er als Zombie besetzt wird – diese Gabe verliert der wahre Star niemals, mögen auch Größenwahn, Orgien und mehrfache Liftings ihn vehement verwüstet haben.

Er kann sie sowenig verlieren wie er etwas für sie kann; und weil er in der Regel keinen Schimmer hat, wo das Geheimnis seines *Glamours* liegt, gelingt es ihm auch nicht, sein Charisma kaputt zu chargieren. Kein wahrer Star, der nicht wenigstens einmal in seiner Karriere versucht hätte, uns in einer »völlig neuen Rolle« zu überraschen, und der dabei nicht gescheitert wäre: Die Ausstrahlung, die seinen Erfolg begründet hat, ist stärker als jedes Make-Up. Nur Einem ist es einmal gelungen, sein Image radikal zu ändern, doch für die einzigartige Selbstverleugnung, die er sich als »Pate« auferlegte, hat Marlon Brando teuer bezahlen müssen: Er wurde zu seiner eigenen Parodie.

Vor solch einem Absturz braucht der amerikanische Schauspieler Bruce Willis sich freilich nicht zu fürchten. Denn erstens wiegt er weniger, in jeder Beziehung, als Brando; und zweitens ist es ja die Selbstironie, die sein Image bestimmt. Und zwar nicht die etwas ölige Selbstironie, die Willis bewußt pflegt, die er als »Hudson Hawk« oder »Last Boy Scout« so knüppeldick aufträgt, daß einem die Zähne quietschen. Sondern die Distanz, die seine reiferen Filmfiguren unwillkürlich

zu ihren Aktionen einnehmen: Halb mißtrauisch, halb fassungslos sehen der Polizist, den Willis in »Stirb langsam«, der Schönheitschirurg, den er in »Der Tod steht ihr gut«, der Reporter, den er in »Fegefeuer der Eitelkeiten« spielt, sich selber dabei zu, wie sie böse Buben erschießen, lebende Leichen aufmöbeln oder Karrieren ruinieren. Es schwant ihnen, daß sie besser daran täten,tausend Meilen weit weg einem harmloseren Beruf nachzugehen; doch zugleich fehlt es ihnen an Verstand, vielleicht auch an Mut, sich leise davonzustehlen. Sie beschließen, das Beste aus ihrer Klemme zu machen und Spaß daran zu finden. Der ihnen allerdings vergeht, sobald sie ihre Abenteuer überstanden haben, und dann umschlägt in eine Erschöpfung, die ebenso nach Muskelkater wie nach Selbstekel aussieht.

»Er ist der falsche Mann zur falschen Zeit am falschen Ort«, lautet der Werbeslogan seiner drei erfolgreichsten Filme, der »Stirb langsam«-Serie: Prägnanter läßt sich nicht beschreiben, worin der Glanz dieses Stars besteht. Obwohl er sichtlich nichts als seine Ruhe haben will, vermutlich weil er die letzten zwei Wochen Amoksaufen war, und obwohl er von jeder Arbeit, die über das rüpelhafte Anbaggern von Frauen oder das Katalogisieren von Schnoddrigkeiten hinausgeht, offenbar nichts wissen möchte – obwohl er also genauso unzufrieden und lebensmüde ist wie ca. 100 Prozent seiner Zuschauer, erledigt John McClane, Willis' Paradefigur, anfallende Pflichten grad so stur und perfekt wie alle, die sich damit abgefunden haben, daß gefälligst arbeiten soll, wer was essen bzw. nach Feierabend die Cocktailkarte durchdeklinieren will.

Daß Officer McClane die Verhältnisse, in denen er lebt, für irgendwie daneben hält, deutet er den Vertretern der gesellschaftlichen Elite, die zwar seine Ex-Frau, aber nicht ihn in ihren Zirkel aufgenommen haben, durch ein unverschämt maliziöses Lächeln an, das jeder Kerl mit etwas Schneid ihm auf der Stelle vom Gesicht wischen würde – gäb's denn unter diesen korrupten »Schweinebacken« (McClane) einen Kerl. Zu träge, eine Revolution anzuzetteln, tobt er seine blinde Wut bei jeder Gelegenheit aus, bei der er gleichzeitig seine verdammte Polizistenpflicht erfüllen und ein Hochhaus, einen Flughafen oder Manhattan zertrümmern kann. Allein Bruce Willis ist es zu verdanken, daß dieser abgefuckte Bulle sympathisch bleibt, auch wenn er es übertreibt, wie in »Stirb langsam II«, und den Oberschurken in eine rotierende Jetturbine stopft. Denn während seines Blutrauschs zieht McClane bereits ein Gesicht, als wenn er soeben daraus erwacht sei und sich für den Rest seines Lebens erbrechen möchte. Er ist »der falsche Mann« für solche Jobs und stets der erste, dem das auf- und mißfällt.

Schon in der Fernsehserie, mit der Willis berühmt wurde, »Moonlighting – Das Model und der Schnüffler« (z.Zt. auf TM 3 zu besichtigen), ist sein Image ausgebildet. Der Privatdetektiv David Addison nimmt sich, seine Chefin Maddie (Cybill Shepherd) und zumal sein Handwerk keine fünf Sekunden lang ernst; und doch löst er seine Fälle smarter als Marlowe, verliebt sich in Maddie und ließe einen unschuldig Verdächtigten nie hängen. Der Große Plan hat ihm dieses Leben verordnet, also überredet Addison sich, die Arbeit und Maddie auszuhalten; verschafft sich aber beizeiten Luft, indem er die Verbrecherhatz in Slapstick und die Romanze in eine SitCom verwandelt. Und zur Not hat Gott ja Whiskyflaschen wachsen lassen.

Keine der Komödien, die Willis nach »Moonlighting« fürs Kino drehte – nicht »Der Tod steht ihr gut« und schon gar nicht »Blind Date«, sein Debütfilm – hat sein Talent so klug genutzt wie diese Fernsehserie. Willis' ruppiger Charme, sein eigenartiger *Glamour* wurden zugunsten von Pseudostars wie Kim Basinger und Meryl Streep ignoriert; und wenn er heute das Etikett eines Actionhelden statt eines Komödianten trägt, dann nicht, weil er dauernd Actionfilme dreht, sondern weil der wahre Star in ihm erst durch dieses Genre zum Leuchten gebracht worden ist. Seine Auftritte in »Pulp Fiction« und »12 Monkeys« sind keineswegs eindrucksvoller als die in »Fegefeuer der Eitelkeiten« und »Stirb langsam«; der Typ, für den er steht, ist durchaus kein anderer geworden. Aber der Blick seiner Kritiker hat sich geändert, und weil sie die Rolle, die einer spielt, stets mit seinem Talent verwechseln, werden sie den »Charakterdarsteller«, den sie heute feiern, gleich beim nächstenMcClane-Film als verschollen melden.

Daß Willis in dem Science-Fiction-Film »12 Monkeys« überwältigend authentisch erscheint, liegt an Regisseur Terry Gilliam, der das Image seines Hauptdarstellers durchaus wörtlich nimmt. Aus dem Jahr 2035 wird James Cole in die Vergangenheit, unsere Gegenwart, gebeamt, um die spärlichen Reste der Menschheit zu retten, die eine Virenepidemie Ende 96 überlebt haben. Er macht die Reise nicht ganz freiwillig – ihm droht die lebenslange Zwangsverwahrung – ; die Zeitmaschine hat Macken und schleudert ihn erst nach 1991, dann mitten in den Ersten Weltkrieg; und als Cole endlich ans Ziel kommt, wenige Tage vor Ausbruch der Seuche, haben die Tempuswechsel nicht nur seine Grammatik völlig verwirrt. Er versucht, vor dem Auftrag zu fliehen; aber gleichwie Bruce Willis noch nie so eindeutig den »falschen Mann zur falschen Zeit am falschen Ort« gespielt hat, hat auch noch keiner seiner Helden sich so verzweifelt wie James Cole schließlich einer Pflicht gestellt, deren Sinn er gar nicht mehr kennt.

»12 Monkeys« ist ein Film zum Klaustrophobischwerden; trostlos wie die Straßen von Philadelphia, in denen die meisten Außenaufnahmen entstanden, hoffnungslos wie James Cole. Gilliam meint es so bitterernst mit der Apokalypse, daß er nicht einmal seinem Zeitreisenden (der nicht zufällig dieselben Initialen wie Jesus Christus führt) einen guten Abgang gönnt. Aber trotz der schäbigen Düsternis, die Gilliam inszeniert, und trotz des hochkomplexen Drehbuchs von David und Janet Peoples (»Erbarmungslos«) bezieht der Film seine verstörende Kraft vor allem aus dem todmüden Gesicht und den

Gesten von Bruce Willis. Die Neigung zu körperlichem Schmerz (und sei es ein Kater), die all seine Figuren prägt, hat hier nichts mehr von Lust. Als John McClane sich lange Glasscherben in die baren Füße lief und, Großaufnahme, wieder entfernte, war durchaus nicht klar, was ihn dabei stöhnen ließ. Wenn James Cole sich ein Messer ins Zahnfleisch stößt, ist seine Pein reine Strafe, sonst nichts.

Der Darsteller des letzten Menschen aber sitzt weich, in ausgelatschten Slippern und Bademantel, vor einer gigantischen Villa, zählt die Köpfe seiner Kinder und Bodyguards am Horizont, sinnt den wilden Junggesellentagen nach, freut sich, daß seine Frau Demi Moore noch höhere Gagen einstreicht als er, sorgt sich nur am Rande über seine Geheimratsecken und näselt jetzt: »Ich suche mir meine Rollen nicht aus, weil sie mir ähneln, sondern weil Leute ohne Probleme einfach stinklangweilig sind.«

Kay Sokolowsky schrieb in KONKRET 4/96 über das neue Hollywood

Konkret 05/96, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Die »Leipziger Volkszeitung« besucht die Leipziger Buchmesse:

Das Programmheft klingt wie ein »Who is Who« der Weltliteratur: Günter Grass, Gila Lustiger, Hanns Cibulka oder Umberto Eco, Heinz G. Konsalik, Daniela Dahn oder Thomas Brussig, Manfred Krug oder Friedrich Küppersbusch und Rolf Hochhuth.

Auch weitere zwanzig Zeitenwenden würden diese Eingeborenen nicht davon abbringen, überall Weltniveau zu entdecken und dabei doch dem heimischen Brauchtum und seiner Sprache treu zu bleiben, auch im Leitartikel auf Seite 1:

Für grasse Managementfehler sollte jedenfalls nicht der Steuerzahler bluten.

Das glinkt wie ein Huh is Huh des Feldgabidalismus.

Abdullah Öcalan gibt dem Journalisten Michael Lüders ein Interview. Weil sowas nicht jeder hat und in dieser harten Zeit auch das Besinnungsblatt des deutschen Studienrats nicht darauf verzichten kann, ab und an ein wenig Aufsehen zu erregen, kauft die »Zeit« den Text ein, um ihn als »ZEIT-Gespräch mit dem Kurdenführer«, nein, nicht einfach abzudrucken, sondern zu publicieren. Das bedeutet, daß an der Stelle, wo Öcalan sagt:

Ich sehe mich als Führer, in dessen Körper sich das Volk neu zusammengefügt hat. Ein neuer kurdischer Mensch ist entstanden. Ich bin ein Symbol, durch das eine neue Generation von politischen Führern heranreift. Ich bin in gewisser Weise der Erzieher meines Volkes,

ihn der vor jeder Art Wüstensohn unerschrockene Redakteur im Hamburger Pressehaus unterbricht und hinter »heranreift« mit aufgepflanzter Goldfeder in das Interview die Zeile hineinschreibt:

»Zeit«: Ihre Bescheidenheit ist wahrlich überwältigend.

So hat er es ihm gegeben, dem übergeschnappten Kameltreiber. Eigentlich schade, daß der nicht dabei war.

Weil man seiner Partei verfassungswidrige Kontakte zur PKK nachgesagt hat, muß Gregor Gysi ganz schnell was erklären:

Insbesondere lehnen wir jede Gewaltanwendung gegen Unbeteiligte ab...

Er wollte natürlich nicht sagen, daß er die Anwendung von Gewalt gegen Beteiligte, etwa türkische Polizisten oder deutsche Waffenexporteure, billigt, sondern im Gegenteil. Doch wenn einer mit seinem Gehorsam zu fix vorauseilt, kommt es, daß er über die Sprache stolpert und aufs vorlaute Mäulchen fällt.

Die Wochenzeitung »Freitag« hat einen neuen Besitzer, die Grünen (beziehungsweise einige Privatpersonen, die zufällig Mitglieder und Mandatsträger der grünen Partei sind), und einen neuen Literaturredakteur. Und obwohl ich seit mehr als zwanzig Jahren den Mist zusammenfege, den die Raddatze jeglicher Richtung unter sich lassen, muß ich sagen, daß noch keiner den Stall so vollgemacht hat wie dieser überraschend in grünes Ambiente geratene Ingo Arend. Sein Bekennerschreiben heißt »Überleben im Zeitalter des Chamäleons« und beginnt mit der Frage:

Wo sind all die Linken hin, wo sind sie gelieben? Mähte sie der Epochenbruch dahin, was ist geschehen?

Anstatt danach jegliche Antwort für immer der Joan Baez oder den Mähenden Epochenbrüchen zu überlassen, fährt Arend fort:

Die sprachlose Schnelligkeit, mit der viele die Politik nach dem Epochenbruch wie lästig gewordene Kleider von sich und dann mit Macht auf die Computerbranche warfen, schien mir diese ganz großen Strategen immer als bloße Mechaniker zu entlarven.

Wodurch nämlich verrät sich der typische Mechaniker? Durch die sprachlose Schnelligkeit, mit der er die Politik nach dem Epochenbruch wie lästig gewordene Kleider von sich und dann auf die Computerbranche wirft. Ganz große Strategen machen es ganz, ganz anders:

Die Veränderungsenergien der ungeliebten Bündnispartner von einst haben sich verflüssigt, sind auf das schwarze T-Shirt, Schäferhund und angebrannten Milchkaffee in angeschlagenen Bouletassen im Café um die Ecke gekommen,

anstatt sich als lästig gewordene Kleider (inklusive der zerschlissenen Epochenbruchbänder) auf die Computerbranche zu werfen. Wieder andere haben es wieder anders gemacht:

Einer, der mitternachts in dem Dachstübchen über unserer Wohngemeinschaft von den Doors und anderen liquiden Energien getrieben, immer Habermas und Foucault verquickte und die Rettung der Aufklärung in die blaue Hauptstadtnacht schrie, treffe ich nun als Botschaftsrat in schwerer Wolle.

Ich treffe einer, du treffen zwei. Wird der Botschaftsrat, der, von liquiden Doors getrieben, die verflüssigten Energien dennoch nicht aufs schwarze T-Shirt kommen ließ, jetzt die schwere Wolle auf die Computerbranche werfen und sich doch noch als Mechaniker entlarven? Wir erfahren es nicht, der Autor hat Schäferhund, Habermas, Bouletassen verflüssigt und befindet sich demgemäß auf hoher See:

Die kämpferischen neuen Apologeten der Westbindung erschreiben sich mit ebensolcher Tinte einen Platz in dem noch wärmenden Kreis auf der Arbeitertitanic. Empfehlen ihr, in großen Koalitionen anzudocken. An ihrem Heck halten sie es noch für komfortabel, wiewohl sie am Bug gerade auf Eis läuft,

das aus ebensolcher, nicht verflüssigter, sondern gefrorener Tinte besteht. Aber das beunruhigt ihn eigentlich nicht so sehr:

Was mich aber eigentlich mehr beunruhigt, ist diese nekrophile Lust, demonstrativ selbst die letzten Krumen auf die Gruft der eigenen Vergangenheit werfen zu wollen. Prinzip verbrannte Erde,

das heißt eigentlich mehr Prinzip geworfene Krumen bzw. lästig gewordene Kleider bzw. verflüssigte Energien bzw. lodernde Wende. Lodernde Wende? Lodernde Wende:

Oh, ungerecht lodernde Zeitenwende!

Oh, du von ihr Besengter!

Erneuerungskuchen ist eben hart. Und man beißt immer wieder auf unverdaute Brocken.

Wie heißen im Volksmund die verdauten Brocken, auf die der neue Literaturredakteur des »Freitag« lieber bisse? So auch sein Essay.

Welten kommen, Welten gehen.

Aber ewig schmieren die Schmöcke.

Die »Bild-Zeitung«, in der Professor Wolffsohn die Erfindung des Antisemitismus den Kommunisten zugeschrieben hat, läßt ihren Kolumnisten Mainhardt Graf Nayhauß fortfahren:

Lafontaine bekam am Wahlsonntag für das Lostreten der Anti-Aussiedlerkampagne die Quittung. (Eine Zuzugsbeschränkung für Ostjuden zu fordern, hätte er nie gewagt!)

Da hat der Herr Graf einen arischen Fingerabdruck hinterlassen, mit dessen Hilfe schon ein paar Millionen Opfer überführt worden sind.

Herzlich und dankbar vor allem für die verdienstvollen Beiträge über männliche Sexualstraftäter hat Alice Schwarzer den »Kollegen« jener Zeitung zum Vierzigsten gratuliert, in der die geplante Beförderung der Sekretärin eines Ministerpräsidenten unter dem Titel gemeldet wird:

Wird seine Tippse jetzt Beam-tin?

Was Frau Schwarzer aber vielleicht nicht mitgekriegt hat, weil sie mit dem Gratulieren schon ein Haus weiter war, von der »Bild-Zeitung« zur »Zeit«:

Es ist kalt an diesem Dezembermorgen, und der Hamburger Hauptbahnhof ist noch zugiger als sonst. Entgegen ihren Gewohnheiten ist Marion Gräfin Dönhoff eine Viertelstunde vor Abfahrt des Zuges auf Gleis 14, wo Friedrich auf sie wartet, derjenige unter den Großneffen und -nichten, der ihr der nächste ist. Der Bahnhof ist fast menschenleer, und so fällt es auf, als ein Pulk blumenbewehrter Menschen sich auf Marion und Friedrich Dönhoff zubewegt. An der Spitze des Zuges ein leuchtend roter Lockenkopf: Irene Bauer, Dönhoffs Sekretärin und ihr seit sieben Jahren so stolz wie einfühlsam treu.

Wird sie jetzt Beamtin? Zum Geburtstag der Betreuten, dieser »Lichtgestalt des deutschen Journalismus« (»FR«), die sich das Verdienst erworben hat, den Studienräten vierzig Jahre lang die Politik der jeweiligen Bundesregierung zu posamentieren, betulich zwar, doch ohne Eigenwilligkeit, hat die andere Lichtgestalt, Frau Schwarzer, ein ganzes Buch vollgeschrieben, das mit dem Satz von dem Bahnhof beginnt, der schon zugig ist, bevor der Zug einfährt, und endlich klärt, was das eigentlich ist, dem Frau Schwarzer als Heroine voranschreitet: die deutsche Damenbewegung.